

7. Sekundärliteratur

Geschichte des Pietismus. Bd. 2: Der Pietismus in der lutherischen Kirche des 17. und 18. Jahrhunderts.

Ritschl, Albrecht

Bonn, 1884

41. Verbreitung des Pietismus und Charakterbilder desselben.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Jetzt ist er deine Stärke, daß dir gar nichts schaden kann.

Dort vergilt er alle Werke, so ein jeder hat gethan.

9. Breit, o Herr, doch deine Güte über mich, nimm mich in dich,
So wird hinfort mein Gemüthe stille bleiben ewiglich.
Werde alles und in allen, gieb uns, daß wir dir allein
Trachten allzeit zu gefallen, so wird alles stille sein.

41. Verbreitung des Pictismus und Charakterbilder desselben.

In der Vorrede zu dem ersten Stück der Sammlung aus-
erlesener Materien zum Bau des Reiches Gottes (1731) sagt der
Herausgeber, Zerichow: Wir leben jetzt in einer Zeit, die vor vielen
anderen einen besondern Vorzug hat. Den Leuten gehen immer mehr
die Augen auf einzusehen, was schwarz oder weiß ist, ihr Geschmac
will sich nicht mit purem Winde abspeisen lassen. Man fragt
überall nach Solidität und Grund; an allen Enden finden sich
Seelen, die der Träberkost satt und überdrüssig sind und des
fremden Schandjoches der Sünden lieber müßig gehen wollen.
So viel Licht hat die Christenheit seit der Apostelzeit kaum gehabt.
Die mancherlei guten Gaben und geistlichen Kräfte, so Gott seinen
Kindern und Knechten bereits geschenkt hat, sind ganz ausnehmend.
Die da gern wollten, daß Zion gebaut werde, finden dazu überall
Steine und Kalk schon zugerichtet. Im 5. Bande der Fortgesetzten
Sammlung S. 770 findet sich eine poetische „Freudenbezeugung
über den gesegneten Bau des Reiches Gottes in unseren Tagen,
bei Gelegenheit der Hochzeit eines Lehrers in Pommern“ (1735);
hier heißt es:

Seit der Apostel Zeit ist's kaum so licht gewesen,

Als es im Christenthum nummehr worden ist.

Wo läßt das Alterthum uns solche Nachricht lesen,

Als man zu unsrer Zeit vom Reiche Gottes liest?

Gott hat sich aufgemacht sein Zion aufzubauen

Wann hat die Kirche doch in alt- und neuern Zeiten

Das theure Wort des Herrn so reichlich wohl gehabt?

Ist jeder nicht bemüht, es weiter auszubreiten?

Es wird auf die Missionen in Indien und Nordamerika hinge-
wiesen. Ferner:

II.

Baut unser Landesherr nicht selbst an Gottes Reiche?
 Sucht Seine Majestät nicht selber Lehrer aus?
 Er bessert Kirch und Schul, wie wen'ge thun's Ihm gleiche;
 Gott baue doch dafür auch seinen Thron und Haus.

Sehen wir von Friedrich Wilhelm's I. Verdiensten ab, so ist die günstige Veränderung der allgemeinen Lage des Pietismus in dem vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts durch zwei Edicte in Kurfachsen und in Dänemark deutlich bezeichnet. Dort, wo die erste Proscription durch die Staatsgewalt vierzig Jahre vorher eingetreten war, erließ 1731 das Oberamt des Markgraftthums Oberlausitz im Namen des Kurfürsten von Sachsen ein Mandat an alle Geistlichen, worin der gehässige Gebrauch der Wörter Pietist und Pietismus verboten wird, unter welchen öfters redliche und unbescholtene Leute und Lehrer mit unerwiesenen Irrthümern fälschlich belastet worden sind. Auf die Nichtachtung dieses Verbotes wird Suspension, bei hartnäckiger Uebertretung Remotion vom Amt angedroht. Ebenso verbot unter 7. October 1733 Christian VI. für seine Königreiche Dänemark und Norwegen das Schelten auf den Kanzeln gegen die sogenannten Pietisten bei Strafe von 50 Thalern, im Wiederholungsfall von 100 Thalern, die an das nächste Hospital zu entrichten sind. Ebenso gestattet eine Kurhannover'sche Verordnung vom 8. Juni 1734, indem sie die separatistischen Vereinigungen verbietet, Conventikel innerkirchlicher Art¹⁾.

Hiermit war der Pietismus über das Königreich Preußen hinaus in den maßgebendsten Gebieten öffentlich legitimirt. Um diese Zeit und etwas später kommt auch ein Umstand zur Sprache, welcher die Stellung des Pietismus in der Gesellschaft beleuchtet. Nämlich in bestimmter Begrenzung auf einen besondern Fall sagt Menoza von dem gräflichen Hofe, wohin ihn der von ihm unterstützte junge Graf führte: An diesem Hofe war in der That etwas vom wahren Christenthum zu spüren, obgleich es dabei auch an Heuchelei nicht fehlte, welche sich an etlichen Bedienten ziemlich deutlich spüren ließ. Dieser war der erste Ort in der Christenheit, wo ich vermerkte, daß die Gottesfurcht in solchem Ansehen stand, daß man es der Mühe werth hielt, einen Heuchler abzugeben²⁾. Ganz im

1) Walch a. a. D. V. S. 487. 506. 545.

2) Menoza (1742. 43) S. 297.

Allgemeinen aber bezeugt Sinold¹⁾ vielleicht schon für eine frühere Zeit: Wenn sie (gewisse unfruchtbare Zweige in der Christenheit) in der Gesellschaft wahrer Kinder Gottes sind, so wissen sie dermaßen erbaulich zu reden, über die Bosheit der Welt zu klagen und das Verderben aller Stände so deutlich vorzustellen, daß man meinen sollte, sie würden, wenn es in ihrem Vermögen stände, die Gottlosigkeit auf einmal auszrotten. Unter Weltkindern aber führen sie deren Sprache und geben kund, daß sie mit deren Treiben übereinstimmen. Ebenso sagt Steinmetz²⁾: Es ist sonst so Mode unter den heutigen so genannten Christen, daß sie, wenn sie zu Kindern oder Knechten Gottes kommen, sich frömmere zu stellen suchen, als sie sind. Was Menoza erzählt, kann nicht befremden. Daß Personen, welche in gesellschaftlicher Abhängigkeit von pietistischen Herren oder Wohlthätern standen, sich dem Tone anbequemten, welchen jene angaben, ist verständlich. In dieser Beziehung war auch Francke der Studenten nicht sicher, denen er im Waisenhause Freitisch gab. Als Büsching's Vater (geb. 1694) zum juristischen Studium nach Halle kam, traf er auf einem benachbarten Dorfe solche Waisenhäusler an, welche sich wüßt betrogen und ein Lied sangen, dessen Refrain lautete: Hier sieht uns Francke nicht, nachher aber in der Stadt dem Berichterstatter in kopfhängerischer Haltung begegneten³⁾. Solche Fälle sind kein Gegenstand der Verwunderung. Etwas anderes aber bedeutet die übereinstimmende Angabe von Sinold und Steinmetz. Wenn sie in größerem Umfange richtig ist und selbständige Personen betrifft, so heißt dies, daß der Halle'sche Pietismus als die Ton angegebende Macht in der Gesellschaft seit derselben Zeit aufgetreten ist, in welcher die orthodoxe Polemik verstummte, und die neue Richtung freies Feld für ihren Aufbau des Reiches Gottes vor sich sah.

Allein ohne eine genauere Bestimmung wird man auch jene Angabe nicht verstehen dürfen. Sie bezieht sich ohne Zweifel auf die Kreise der Gesellschaft, in welcher sich die beiden Zeugen bewegten. Dabei hat man also an den Adel, einen Theil der Beamten

1) Seelenerquickende Himmelslust, 1. Theil (1728). Zweite Aufl. 1742. S. 43.

2) Schriftmäßige Betrachtungen von der Versiegelung. S. 126.

3) Büsching, Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. VI. S. 21.

und die Geistlichkeit zu denken. Innerhalb dieser Gesellschaftsklassen wird etwa seit dem Tode von Francke das Uebergewicht des Pietismus bemerkbar geworden sein. Sie sind eben das Gebiet, auf das sich die Einwirkung der Halle'schen Schule erstreckte, und dabei kommt in Betracht, daß das weibliche Geschlecht hauptsächlich des Adelsstandes der neuen Frömmigkeit sich besonders zugänglich zeigte. In Graf Henckel's „Lezten Stunden“ lernen wir 58 gottselige Personen kennen. Abgesehen von 3 Kindern sind es 4 Männer adeligen und 21 bürgerlichen Standes, unter den letzteren 19 Prediger und Studenten der Theologie. Von den 30 Frauen ist die eine Hälfte aus dem adeligen, die andere aus dem höhern Bürgerstande. Aus dem Handwerker- und Bauernstande kommt Niemand vor. Man dürfte vielleicht diese Auswahl dem Stande des Verfassers anrechnen. Jedoch auch in der Fortgesetzten und der Verbesserten Sammlung auserlesener Materien zum Bau des Reiches Gottes, zusammen 7 Bände, welche Steinmez von 1735 bis 1743 herausgab, finden sich fast in jedem Heft wie bei Henckel Darstellungen frommer Personen, namentlich ihrer letzten Lebensstage. An Zeitgenossen kommen in den 56 Stücken jener 7 Bände 43 vor, darunter 3 Kinder, 18 Männer, 22 Frauen. Von den Männern und Jünglingen sind 7 Geistliche und Theologen, unter den 22 Frauen und Jungfrauen 9 adelige. Dem Handwerkerstande gehört nur ein Bäcker in Berlin an, der Landbevölkerung 4, ein Mädchen und ein Schafhirt in Pommern, ein Bauer aus Brandenburg, eine Kinderwärterin aus Bogatzky's Familie. Daß der Pietismus, welcher dieser Zeitschrift entspricht, auf dem Lande selten gewesen ist, wird schon durch die Ueberschriften jener Beiträge verrathen: Gottes Gnade an Personen niedrigen Standes, Letzte Stunden einer armen aber gottseligen Frauensperson. Es liegen nun auch sonst deutliche Anzeigen davon vor, daß die pietistischen Gruppen im städtischen Handwerkerstande und in der ländlichen Bevölkerung von Nord- und Mitteldeutschland¹⁾ separatistisch und nicht gemäß der Halle'schen Methode gesinnt waren. Kommen solche Fälle vor, so sind es seltene Ausnahmen. Findet doch Spangenberg (S. 428) in Halle unter den Bürgern nur Fühlung mit Separatisten! Zu Francke kommen zahlreiche Adelige und Grafen auf Besuch. Ist einmal ein Bürger oder Bauer dabei, so wird es ganz besonders angemerkt²⁾. Ferner stand der Bauer

1) Württemberg kommt jetzt nicht in Betracht.

2) Kramer II. S. 171 ff.

Jakob Schneider in Mehrow bei Berlin, welcher 1697 durch den Prediger Richler zu Arensfelde bekehrt worden war, in seinem Dorfe und der Parochie ganz allein. Die Leute verspotteten ihn als den Betkoben. Hingegen der Freiherr von Canstein suchte ihn als eine seltene Erscheinung auf, ließ ihn zu sich nach Berlin kommen, und stellte ihn 1716 auf seinem Gut Schöneberg in der Altmark als Hausvater in dem Armenhause an. Auch dort ist er mit keinem Gefinnungsgenossen zusammengetroffen, sondern nur in Seehausen mit einigen bekannt geworden, die in keine Kirche, auch nicht zum Abendmahl gingen, und den Ehestand verwarfen¹⁾. Als Woltersdorff 1746 die Stelle eines Katecheten zu Drehna in der Niederlausitz einnahm, fand er die vielen Erweckten der Umgegend in lauter sectirerischen Gruppen²⁾. Deshalb ist der größte Theil seines Liedes von der Kirche (S. 494) der Widerlegung des Separatismus gewidmet. Sachlich kommt mit diesen Erscheinungen überein, daß Bogatzky's Lebensbeschreibung auch nicht eine Berührung des viel herum gereisten Mannes mit Gruppen bürgerlicher oder häuerlicher Gefinnungsgenossen verräth. Personen seiner Gefinnung und bürgerlichen Standes kommen in seiner Selbstbiographie nur vor als Professoren und Geistliche, als Beamte des Waisenhauses in Halle, ein Rath des Herzogs von Sachsen-Saalfeld, Walbaum, vielleicht noch zwei oder drei zufällig Begegnende und drei ältere unverheirathete Damen in Halle und in Schlesien. Die Demuth, welche dem Manne unzweifelhaft beigezogen hat, mußte ihn den Verkehr mit übereinstimmenden Frommen aus anderen Ständen suchen lassen, wenn solche in erheblicher Anzahl in Schlesien, im Vogtland, in Thüringen, in Anhalt und im Magdeburgischen zu finden waren. Allein indem er z. B. von der Einweihung des Waisenhauses in Glaucha bei Dels erzählt, welches der Pastor Mischke zu Stande gebracht hatte, sagt er, dazu seien viele redliche (pietistisch gesinnte) Herrschaften und andere (Herrschaften) gekommen, nicht allein aus Breslau und dem Fürstenthum Dels, sondern auch aus anderen schlesischen Fürstenthümern, um sich zu erbauen³⁾. Von Bürgern und Bauern ist dabei nicht die Rede; solche also gab es nicht in der Richtung. Dieselbe Thatsache ergiebt sich indirect auch aus einer Streitschrift, welche 1737 gegen den Halle's-

1) Fortgesetzte Sammlung. 5. Theil. S. 460. 473.

2) Lebensbeschreibung (vor dessen Evangel. Psalmen) S. 44.

3) Lebenslauf S. 104.

schen Pietismus von separatistischer Seite gerichtet wurde¹⁾. Hier wird den Predigern jener Gruppe vorgehalten, sie machten sich über die armen Bürger und Bauern her und wollten sie mit Gewalt fromm haben, die Sünden der Großen aber schonen sie und tadelten sich selbst und ihres Gleichen, sonderlich vornehme Standespersonen mit Vorträgen, die dem Fleisch angenehm sind. Den Werkzeugen des Teufels in den beiden oberen Ständen schmeichelten sie; über das arme Volk aber führen sie unbarmherzig her, ließen die Leute auch nicht los, wenn der Heiland sie von ihrem unerträglichen Joch erlösen will, oder verfezern sie, wenn sie es nicht wehren können. Diese Aeußerungen, von welchen die Mißdeutungen der Motive der Gegner leicht abgesetzt werden können, haben den Sinn, daß die Prediger Halle'scher Schule mit dem Adel und den Beamten im Einverständniß stehen, jedoch an den Bürgern und Bauern ihre Absicht nicht erreichen.

Wenn man also von den zahlreichen Erweckungen durch pietistische Prediger hört, z. B. von denen, welche Steinmeyer in Niederschlesien herbeigeführt hat, so können dieselben bei der niedern Bevölkerung von Land und Stadt keine dauernde Wirkung hinterlassen haben, wenigstens nicht in dem beabsichtigten Umfang, die Leute in den Bußkampf zu führen und sie als Partei zu sammeln. Denn daß dieser Erfolg in weiten Kreisen eingetreten sei, ist ein Vorurtheil²⁾, für welches ein Beweis nicht geführt werden kann. In der Stadt Hannover kommen 1734 Conventikel von Leuten aus dem Bürgerstande vor, welche Arndt und Halle'sche Bücher lesen. Sie sind eine geringe Minorität neben den Separatisten, von denen sie sich durch Anhänglichkeit an die Kirche unterscheiden; aber daß sie auf Bußkampf gestimmt gewesen seien, wird nicht bezeugt, und ist indirect durch das, was über die Einzelnen mitgetheilt wird, ausgeschlossen³⁾. Hat der Pietismus nicht einmal in Schlesien die beabsichtigte Wirkung in den niederen Ständen gehabt, so ist das in den anderen Gebieten von Mittel- und Norddeutschland noch

1) In der Geistlichen Jama Stüd 22. Der Verfasser war gewiß dem Zeugniß von Edelmann (Selbstbiographie S. 229. 244) ein in Zeulenroda abgesetzter Pfarrer Künzfel.

2) Welchem auch Tholud, Gesch. des Rationalismus I. S. 61 Ausdruck giebt.

3) Sammlung außerecl. Materien 3. Band S. 860. Acta hist. eccl. I. S. 79.

weniger zu erwarten. Es kann nicht festgestellt werden, daß die Darguner Prediger auf die Mecklenburgischen Bauern einen dauerhaften Eindruck gemacht haben, indem sie mit ziemlicher Eile in ihren Gemeinden Befehrte und Unbefehrte unterschieden. Wenn dennoch Personen jener Stände durch pietistische Predigt gründlicher eingenommen worden sind, so folgt aus den oben gemachten Mittheilungen, daß sie auch in der Epoche von 1730—50, als der Halle'sche Pietismus seine Höhe behauptete, größtentheils dem Separatismus verfielen. Oder ein pietistischer Prediger, welcher alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, in Bewegung setzte, brachte seine Bauerngemeinde in eine leidliche Verfassung bürgerlicher Ordnung und kirchlicher Regelmäßigkeit, also in den Stand, auf welchen die Pietisten von Anfang an grundsätzlich mit Verachtung herabsahen. Dieser Fall ergibt sich ganz deutlich aus Christoph Matthäus Seidel's „Für seinen Nachfolger im Lehramt zu Schöneberg verfaßte Nachricht von den nöthigsten Umständen der dafelbstigen Gemeinde“¹⁾. Der Verfasser dieser Schrift (geb. 1668 zu Weizenfels, gest. als Propst zu Berlin 1722) war von 1700—1717 Pastor in Schöneberg in der Altmark, wohin der Freiherr von Canstein ihn als einen Anhänger Spener's berufen hatte. Er schildert nun die Anordnungen und die Gleichgiltigkeit, welche er in der Gemeinde vorgefunden, die Anstrengungen und Maßregeln, die er dagegen aufgeboten hat, und begleitet diese Angaben mit dem Lobe Gottes, welcher Gnade gegeben hat, daß endlich sein Wort kräftig an ihren Herzen gewesen, und sie zu erkennen angefangen haben, Gottes Wort sei die Wahrheit, in welcher sie auch der heilige Vater heiligen wolle. Mit dieser Andeutung stimmt das Zeugniß des oben erwähnten Jakob Schneider überein, daß er 1716 in Schöneberg Niemand gefunden, der wie er eine formelle Bekehrung erlebt hat. Im Grunde ist die Thatsache, daß diese Methode in den mit der Hand arbeitenden Ständen nicht populär geworden ist, sehr verständlich, wenn man vernimmt, daß als der Zweck der Prediger angenommen wird, ihre Zuhörer aus dem Stande der Unwiedergeburt in den Stand der Gnaden zu bringen²⁾.

1) *Theologia pastoralis practica*, oder Sammlung nutzbarer Anweisungen zur gesegneten Führung des evangelischen Lehramts (herausg. von J. A. Steinmeyer) III. S. 220 nebst Fortsetzung in demselben Bande.

2) Sammlung außerlesener Materien. 1. Theil S. 277.

Dieser Anspruch soll der rechthgläubigen Predigt überlegen sein, steht aber in einer bedenklichen Abweichung von deren Bestimmung, den Zuhörern die rechthgläubige Lehre beizubringen. Ist nämlich diese Absicht nicht erfolgreich gewesen, so ist die Lösung der noch schwierigeren Aufgabe, den Gemeinden die methodische Wiedergeburt so zu vermitteln, daß die Auctorität des Predigtamtes wie unter den früheren Verhältnissen fortbestehen sollte, im Ganzen daran gescheitert, daß der Anspruch auf Wiedergeburt in dem halb enthusiastischen Sinne des Pietismus gerade die Ueberordnung des Predigers über die Gemeinde ausschließt. Demgemäß haben die Glieder der niederen Stände, auch wenn sie etwa durch Prediger der Halle'schen Schule erweckt wurden, sich deren Herrschaft durch den Uebergang in den Separatismus entzogen. Die Genossen höherer Stände aber sind diesen Predigern treu geblieben, einmal indem sie in deren Auctorität ihre eigene privilegirte Stellung gesichert fanden, dann indem die Conventikel den Personen der gebildeten Stände Anlaß gaben, sich den Predigern wiederum gleich zu stellen.

Diese Wirkungen des Pietismus in der lutherischen Kirche Deutschlands sind der Erscheinung des Pietismus in der reformirten Kirche überwiegend ungleich. So weit der letztere während des 17. und 18. Jahrhunderts der Kirche treu blieb, nahm er gerade seinen Sitz in den niederen Klassen in Stadt und Land. In den Niederlanden sind adelige Personen, und zwar weiblichen Geschlechts, nur bei der Separation von Labadie theilhaftig. Also gerade die umgekehrte Erscheinung als im lutherischen Deutschland! Dieselbe erklärt sich daraus, daß die Richtung in der niederländisch-reformirten Kirche in dem Interesse an der Disciplin wurzelte; dieses aber wurde in den höheren Klassen gerade nicht gehegt, vielmehr wird von Voet bezeugt, daß Personen dieser Klassen der Disciplin durch Berufung auf die Staatsgewalt sich zu entziehen suchten. Die Anhänglichkeit der adeligen Damen an Labadie ist ebenso eine Ausnahme von der Regel, wie dessen Separation selbst. Die separatistische Wendung der von Horche angeregten Bewegung reformirten Ursprungs hängt auch nur davon ab, daß die reformirte Kirche in Nassau, Hessen, Wittgenstein der Disciplin entbehrete. Das Interesse der Grafen von Wittgenstein und von Hsenburg an der Sache ist aber ursprünglich mehr fiscalisch; die persönliche Theilhaftigkeit des Grafen Kasimir von Verleburg und seiner Schwestern am Pietismus ist durch die Einwirkung ihrer Mutter

vermittelt. Daß also die Wirkungen der Bewegung Horche's den Erscheinungen des Pietismus in der lutherischen Kirche gleichartig sind, ist auch nur eine Ausnahme im reformirten Pietismus, welche durch die angegebenen Umstände erklärt wird. Diese Ausnahme läßt den Abstand der übrigen gleichartigen Erscheinungen in den Niederlanden (einschließlich Zülich-Cleve-Berg) und in Deutschland noch deutlicher werden. Dort eine pietistische Minorität aus den niederen Gesellschaftsklassen in der Kirche als eine stete Mahnung an dieselbe; hier die Bürger und Bauern, wenn sie pietistisch sind, von der Kirche abgewendet, der Adel und ein Theil des Beamtenstandes mit den Pastoren in der Kirche, und auf deren Verbesserung im pietistischen Sinne bedacht, aber eben dadurch geschieden von den Pietisten in den niederen Ständen, welche die Kirche hassen. Und so sehr die Prediger der Halle'schen Schule sich abmühen, das Volk in den Bußkampf hineinzutreiben, so ist diese Predigt entweder überhaupt erfolglos, oder von dem unerwünschten Erfolge begleitet, daß die zur Wiedergeburt disponirten Zuhörer zum Separatismus abschwenken, oder nur wirksam zu einer gewissen kirchlichen und sittlichen Legalität.

Wenn die Beschränkung des Halle'schen Pietismus auf die höheren Gesellschaftsklassen einen Mangel dieser Richtung verräth, so kann man in der großen räumlichen Verbreitung, welche sie sehr schnell erreichte, keinen Ersatz erkennen; zumal man alle Ursache zu der Annahme hat, daß überall, wohin der Halle'sche Pietismus reichte, die Einwirkungen der separatistischen Kreise in Deutschland ihn begleiteten. In manchen Gebieten lassen sich sogar nur die letzteren nachweisen. Der Halle'sche Pietismus occupirt die Länder an der ganzen Küste der Nordsee und der Ostsee, von Ostfriesland bis Reval in Estland. Darüber hinaus greift er nach Dänemark und Schweden. Aber wie hier, namentlich in Stockholm, Dippel ihm auf dem Fuße nachfolgt, so berichtet die Geistliche Jama für die erste Zeit der Regierung Christians VI. von Dänemark, des Gönners des Pietismus, daß die Berleburger Bibel in diesem Lande reichen Absatz finde. Der Halle'sche Pietismus erstreckt sein Gebiet von Schlesien durch Mitteldeutschland bis nach Gießen und Darmstadt, reicht auch bis nach Straßburg und Zürich; aber dazwischen, in den Gebieten der schwäbischen Reichsstädte, in der Pfalz, im Elsaß und im Badischen Oberlande hat der Separatismus Platz gegriffen, und der kirchlich gesinnte Pietismus in dem damaligen

Herzogthum Württemberg geht seinen von der Halle'schen Methode unabhängigen Gang.

Von nicht geringer Bedeutung für die universelle Stellung des Halle'schen Pietismus war ein Unternehmen des Königs von Dänemark Friedrich IV. (1699—1730). Für seine Person stand freilich derselbe dem Pietismus sehr fern. Vermählt mit Luise von Mecklenburg-Güstrow, einer Schwester von Christine und von Auguste (S. 457), hat der König nach einander mit zwei Mätressen gelebt; als die Königin 1721 gestorben war, hat er in unschicklicher Eile mit der zweiten jener Damen, Anna Sophia von Reventlow sich trauen lassen. Freilich hat er es nicht verhindern wollen, daß neben der Königin Luise sein Bruder Karl mit den gleich Gesinnten in Deutschland Verkehr hielt. Dieser Prinz von Dänemark hat sowohl das Waisenhaus in Halle, als auch die Canstein'sche Bibelanstalt mit erheblichen Summen wiederholt unterstützt. Wie aber der König ungeachtet seiner Prachtliebe und des Druckes, den der nordische Krieg seinem Reiche auferlegte, die Pflichten der Regierung ernst nahm, so hat er 1705 den Entschluß gefaßt, für die Bekehrung seiner heidnischen Unterthanen in den dänischen Colonien in Asien, Africa und America zu sorgen¹⁾. Er zog seinen Hosprediger Lütkens zu Rathe, welcher bis 1704 Propst zu Cölln in Berlin gewesen war (S. 285), um zu Missionaren geeignete Personen zu ermitteln. Dieser wandte sich an Joachim Lange, damals Rector eines Gymnasiums in Berlin. Lange wies Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau nach, welche ebenso wohl seine wie Francke's Schüler waren; dieselben wurden von der dänischen Regierung nach Trankebar in Ostindien gesandt. Bei der Einleitung dieser Sache war Francke nicht theilhaftig. Allein die Correspondenz, in welche jene Männer mit ihm traten, gab zunächst den Anlaß, daß Geldunterstützungen, deren sie bedurften, von Francke erbeten und von ihm angenommen wurden. Dadurch wurde eine dauernde Verbindung der dänischen Regierung und der Verwaltung des Waisenhauses herbeigeführt, um gerade für jene Missionsstation in Ostindien zu sorgen. Eschatologische Rücksichten haben, wie man sieht, die Vertreter des Pietismus für die Aufgabe der Heidenmission nicht interessiert. Der zufällige Anlaß hat jedoch bei Francke und seinen Anhängern die Erkenntniß der Pflicht hervor-

1) Kramer, Francke II. S. 88 ff.

gerufen, der Verbreitung des Christenthums in dem gegebenen Rahmen nach Möglichkeit zu dienen. In derselben Unabhängigkeit von eschatologischem Drange hat Joh. Heinr. Callenberg (1694—1760), als Professor der Theologie in Halle Zögling und Gesinnungsgenosse von Francke, die Judenmission zu seiner Aufgabe gemacht. Er vereinigte von 1728 an junge Theologen zu einem Missionsseminar, gab in jüdisch-deutscher Sprache gedruckte Schriften zur Bekehrung der Juden heraus, und entsendete Missionare an die Juden, unter denen Stephan Schulz (S. 252) hervorragt. Große Erfolge sind auf keinem der beiden Missionsfelder gewonnen worden; aber der Gesichtskreis der Richtung, welche diese Unternehmungen trug, ist durch sie erweitert worden. In dieser Beziehung ist es auch der Erwähnung werth, daß Steinmetz in der Klosterbergischen Sammlung Berichte über das erste Auftreten des Methodismus in England mittheilt, der ihm mit seinen eigenen Bestrebungen gleichartig erscheint. So weit bequemt er sich den Bestrebungen englischer Frömmigkeit an, daß er einen von London 1757 ausgehenden Wiederholten ernstlichen Zuruf aus der Stadt an das Land mittheilt, gemeinschaftlich eine Zeit anzusetzen (Mittwoch 7—8 Uhr Morgens), Gott feierlich um Errettung von den Gerichten anzurufen, die unsere Nation verdienet¹⁾. Die Fühlung nach der römisch-katholischen Kirche hin ist bei den Theologen und den Edelleuten pietistischer Richtung ungleich. In der bezeichneten Sammlung²⁾ findet sich eine „Anzeige einiger merkwürdiger römisch-katholischer Schriften“. Dieselben waren als Hinterlassenschaft von fliehenden Soldaten der französischen und der Reichs-Armee auf dem Schlachtfeld bei Roßbach aufgefunden worden. Während der Berichterstatter empört ist über ein Officium von der unbesleckten Empfängniß der Maria und über Betrachtungen zum Herzen Jesu und zum Herzen der Maria, zeigt er sich sehr angenehm überrascht durch eine Schrift, welche zur Verehrung Jesu nach dem Muster des heiligen Bernhard anleitet. Man weiß ja eben unter pietistischen Theologen nicht, daß man im eigenen Gebrauch dieses Stoffes katholischem Muster folgt. Hingegen Anton von Geusau (1695—

1) Klosterbergische Sammlung 5. Band S. 401.

2) N. a. D. 5. Band S. 541. Die Berücksichtigung französischer Prediger und Katecheten katholischer Confession in der Theol. past. pract. betrifft nur die formale Seite ihrer Kunst.

1749), welcher als Rath und Gehilfe des Grafen Heinrich XXIV. von Reuß-Rösttiz dessen Mündel Heinrich XI., Sohn von Heinrich II. von Obergreiz (S. 450) auf einer Reise nach Paris 1740 begleitete, konnte jene Ansicht berichtigen¹⁾. In Paris hatten die Reisenden hauptsächlich Verkehr mit den vornehmen Familien von jansenistischer Ueberzeugung, welche die Devotion zur Gnade Gottes und zur Erlösung Christi pflegten. Darin fanden sie sich zusammen. Die frommen Französinnen hatten an den deutschen Gästen nur auszusetzen, daß sie keine Wunder aufzuweisen hätten, wie solche in ihrem Kreise durch die Vermittlung des 1727 gestorbenen Franz von Paris gewirkt und als Argumente für die ausschließliche Geltung der katholischen Kirche gedeutet wurden²⁾.

Besondere Charakterzüge des Halle'schen Pietismus, und ein Verständniß seiner Bedeutung für die Reform der Gesellschaft werden aus der Darstellung einzelner Personen dieser Richtung gewonnen werden. Was die Geistlichen betrifft, so kann man freilich auf alle verzichten, welche unter Francke's Einfluß in Halle gebildet, in dessen Schablone auftreten, und in deren Leben die Bekehrung nach bekanntem Muster das allein Wichtige ist. Von Interesse ist in diesem Stande nur die Schilderung eines Geistlichen, welcher einer ältern Generation angehört. Nicolaus

1) Vgl. in Büsching's Beiträgen II. die Lebensgeschichte Anton's von Geusau, innerhalb welcher der Reisebericht den größten Raum einnimmt.

2) Büsching a. a. D. II. S. 142 begleitet diese Notiz mit der Bemerkung, auch in der evangelischen Kirche hätten sich wunderbare Begebenheiten zugetragen, und erzählt darauf Folgendes: Eine gottselige Frau in einem Orte des Fürstenthums Minden, die er gekannt hat, wird durch Geschwüre, hauptsächlich an den Beinen heimgesucht, welche die Aerzte nicht heilen konnten. Als sie nun hörte, daß kein Mensch ihr helfen könne, richtete sie in ihrer Kammer ein Gebet an den Herrn Jesus, dem sie seine wunderthätigen Curen vorhielt, und bat ihn um ihre Genesung, die sie ihrer Kinder wegen für nothwendig halte. Hierauf ergriff sie die Bibel, und als sie dieselbe aufschlug, fiel ihr Blick auf die Worte: Dir geschehe wie du geglaubest hast. Anstatt der vorgeschriebenen Salben legte sie auf die Geschwüre bloß kaltes Wasser, und genas nach wenigen Tagen. Ebenso ist in Johann Jakob Moser's Lebensgeschichte III. S. 10 zu vergleichen, wie während seiner Gefangenschaft auf dem Hohentwiel nach einem Gebet um Heilung von der Gicht die Lähmung augenblicklich gehoben worden ist. Besonders verehrungswürdig aber ist die discrete Art, wie er diese Wundererfahrung erzählt.

Lange¹⁾, Sohn eines Rathmanns zu Gardelegen in der Altmark, geboren 11. November 1659, ist wie sein jüngerer Bruder Joachim ein Mann von hohem Wuchs, großen Körperkräften und natürlichem Muth gewesen. Seine theologischen Studien begann er in Jena. Durch eine Seuche von dort vertrieben, setzte er dieselben in Magdeburg unter der Leitung von Joh. Scriver, der ihn wie einen Sohn in sein Haus nahm, dann seit 1685 in Hamburg unter Ezra Edzardi fort. Er empfahl sich daselbst auch als Prediger so, daß er von unbekanntem Personen wiederholt Geschenke empfing, die nicht nur seinen eigenen Bedürfnissen genügten, sondern ihn auch befähigten, seinen Vater bei dem Aufbau seines abgebrannten Hauses zu unterstützen. Die Anstellung als Montagsprediger an der Nicolaiskirche, welche er Hinkelmann verdankte, wurde für Lange der Anlaß zu Katechismusübungen, in denen sich eine Menge christlich interessirter Personen sammelte. In deren Leitung war ihm Eberhard Zeller behilflich. Nun aber wurde diese Unternehmung in den Verdacht gezogen, welcher auf der von Zimmermann geleiteten böhmistischen Gruppe lastete; auch Hinkelmann und Horb ließen sich aus Rücksicht auf die rechtgläubigen Gegner von Lange und Zeller abwendig machen. Beide wurden vom Abendmahl ausgeschlossen und jenem sein Predigtamt abgenommen. So genau haben sich Beide freilich nicht von dem Verkehr mit den Böhmiſten abgeſondert, wie es der Biograph darstellt. Denn in dem „Zeugniß eines guten Gewissens“, welches Beide später 1692 herausgaben, gestehen sie zu, daß sie die ungewöhnlichen Redensarten Anderer in rechtgläubigem Sinne gedeutet, also unter dieser Bedingung ertragen haben (S. 177). Auch in den Verdacht des Socinianismus gerieth Lange. Schließlich aber wurde er durch eine vom Rath der Stadt Hamburg angeordnete Commission vorwurfsfrei gefunden und mit Zeller zum Abendmahl wieder zugelassen. Auf einer Reise nach den Niederlanden, wohin ihn 1689 ein reicher Gönner mitnahm, lernte er in Utrecht Hermann Witſius, in Amsterdam Gichtel und Ueberfeld, im Haag Breckling kennen, besuchte in Wieuwerd die Sabadisten und fand an Dvon Gefallen; endlich suchte er in Lüneburg Petersen und

1) Sein Leben von seinem Amtsgenossen in Brandenburg, Georg Christian Adler in Graf Henckels Letzte Stunden, Theil 3. (1726) S. 79—278.

die Affenburg auf, denen er seinen Widerspruch nicht vorenthielt. Nach Hamburg zurückgekehrt wartete er vergeblich auf seine Einsetzung in die ihm entzogene Predigtstelle, welche dem Widerstreben des Ministeriums nicht abzugewinnen war, und begab sich endlich 1692 nach Berlin, wo Schade ihn in sein Haus aufnahm. Hier gab er Unterricht im Hebräischen und Griechischen, und erklärte einer Anzahl von Candidaten die Propheten aus dem Grundtext nach emphatischer Methode. Zu Lange's Charakteristik dienen folgende Geschichten. Im Sommer des Jahres fand sich in Berlin ein Mann in langem Rock mit langem Stabe ein, der sich für den andern Elias ausgab, und Spener wie Schade überließ, um sie Heuchler und Babelsbauer zu schelten, die nicht recht durchbrechen und den Fuchs nicht beißen wollten¹⁾. Diesen wunderlichen Heiligen griff Lange eines Morgens auf und nöthigte ihn, mit ihm drei Stunden lang Holz zu sägen, was derselbe mit Seufzen that. Darauf speiste er ihn, und hielt ihm sein unordentliches Leben vor, lud ihn auch für den nächsten Tag ein, ihre gesegnete Arbeit fortzusetzen. Der andere Elias ist jedoch nicht wieder gekommen. Eine Frau ferner, die einen gar frommen Wandel führte und in großer Beredsamkeit ihre hohe Erkenntniß von göttlichen Dingen mittheilte, übrigens von ihrem Manne getrennt lebte, legte Lange die Frage vor, was er von ihr und ihren Wegen urtheile, worauf er die Antwort gab, er würde noch viel mehr von ihr halten, wenn sie bei ihrem Manne lebte und für ihn sorgte. Er war auch sonst der Meinung, daß man keiner Frau, wenn sie sonderbare Dinge vorgebe und von der Ordnung ihres Berufs abweiche, trauen solle.

Gegen Ende 1693 ging Lange als Prediger zu dem Schwedischen Gesandten in Wien, Graf von Horn. Für die Familie des Gesandten selbst und dessen Gesinde hielt er tägliche Morgenandacht, und nahm alle Hausgenossen in genaue Seelsorge. Den Gesandten selbst hat er mit seiner energischen Aufrichtigkeit dazu genöthigt, sich ihm zu fügen, und zu dessen Gemahlin, welche sich länger sträubte, fand er während einer dauernden Krankheit derselben den Zugang. Die Gäste, welche an der Tafel des Hauses erschienen, Diplomaten und Offiziere, pflegten ihre Unterhaltung auch in Gegenwart der Damen durch Flüche und Unzuchtsgeschichten zu würzen. Als

1) Vgl. S. 322 Babels Grablied.

Lange nun nicht erreichen konnte, daß er abgefondert essen dürfe, überraschte er eines Tages diese Gesellschaft durch einen nachdrücklichen Vortrag aus der Bibel, die er heimlich sich hatte bringen lassen, daß er als Botschafter Christi die Sünder zu strafen habe. Hiemit setzte er durch, daß die unanständigen Gespräche aufhörten, und die Gelegenheit zu religiöser Unterhaltung von ihm wahrgenommen werden konnte. Um den Gottesdienst, welchen Lange an den Sonntagen hielt, sammelten sich alle Evangelischen, die sich in Wien aufhielten; dieselben bestanden zum großen Theil aus Handwerksburschen, die ihm sehr angingen, und die er gelegentlich gegen Conversationsversuche zu befestigen hatte. Die Besuche bei Kranken in der Stadt brachten ihn manchmal in Gefahren. Einem dänischen General, den Lange an seines Gesandten Tafel als einen Flucher und frechen Menschen kennen gelernt hatte, hielt er, während jener im hitzigen Fieber lag, seine Untugenden vor. Derselbe greift nach einer Pistole, die über dem Bett hängt, Lange drückt ihn an beiden Armen im Bett nieder, und beginnt für ihn zu beten. Hiedurch wird der Kranke umgestimmt, und bekennet Reue, beharrt auch in dieser Stimmung bis zu seinem am dritten Tage erfolgten Tode. Ein anderes Mal, als Lange in einem vornehmen Hause einen frankten Bedienten besuchte, hatten sich die Anderen vorgenommen, ihn bei dem Rückweg zu überfallen. Zufällig verließ er das Haus durch eine andere Thür und entging so der Nachstellung. Auch einem Mordversuche in seiner Wohnung hatte Lange auszuweichen. Seine Thätigkeit in Wien hat wenig mehr als ein Jahr gedauert. Als der Graf von Horn im Anfang 1695 abberufen wurde, begleitete Lange denselben auf seine Güter in Vorpommern. Indem er hier die Privatandachten mit der Familie und dem Gesinde fortsetzte, fühlte sich einer der Bedienten durch wiederholte Anspielungen auf das sechste Gebot so getroffen, daß er in seiner Erbitterung einen Mordversuch auf Lange auf offener Landstraße beabsichtigte. Auch diesen entwaffnete er durch seine Kaltblütigkeit und sein Gebet.

Im Herbst 1695 wurde Lange durch die Vermittlung Spener's als Pastor in Derenburg bei Halberstadt berufen. Hier fand er nicht nur eine verwahrloste und unwissende Gemeinde, sondern auch einen Amtsgenossen, welcher dem Trunk ergeben war. Er wußte jedoch denselben gefügig zu machen, so daß er ihm nicht entgegenwirkte, vielmehr an der Beichtprüfung Theil nahm, welche Lange

am Freitag Abend regelmäßig übte. Die, welche sich hiebei als unwissend erwiesen, versammelte er Abends zu einem Unterricht im Katechismus, zu welchem die Leute sich meistens willig zeigten. Einem verderbten Menschen, der sich nicht beikommen lassen wollte und Drohungen ausstieß, imponirte er so, daß derselbe den Ort verließ. Indessen erfüllten sich die Erwartungen, die er auf seine katechetischen und disciplinarischen Bestrebungen setzte, so wenig, daß er sich entschloß, in der Vorenthaltung der Absolution und Ausschließung vom Abendmahl streng zu verfahren. Dadurch wurden jedoch die Leute erst recht gereizt, am Sonntage zu trinken und zu tanzen; und seine dagegen gerichteten Rügen steigerten nur den Haß gegen ihn. Bürgermeister und Amtmann schlugen sich auf die Seite seiner Gegner und brachten die Klage gegen Lange und seinen Amtsgenossen (einen anderen, als welcher oben erwähnt ist) an den König. Eine Commission, welche an Ort und Stelle unter dem Schutze eines Militärcommando die Sache untersuchte, entschied jedoch 1705 zu Gunsten der Geistlichen. In demselben Jahre wurde Lange als Pastor und Inspector nach Brandenburg versetzt. Nach dem, was bisher erzählt ist, darf man sich freuen, daß die Leute in Derenburg ihm ein dankbares Andenken gewidmet haben. Nach Brandenburg aber war das Gerücht von Lange's Strenge vorausgegangen, und hatte den Rath und die Bürgerschaft bewogen, beim Könige gegen ihn Einspruch zu erheben. Indessen überwand er sehr schnell die Verstimmung, mit der man ihn daselbst empfing. Eine Wiederholung der Derenburger Conflict wurde dadurch vermieden, daß Lange wegen seines zarten Gewissens von der Verwaltung des Beichtstuhls und des Abendmahls befreit wurde. Man darf dabei die Frage erheben, ob es ganz gewissenhaft war, auf diese Amtspflichten unter der Voraussetzung zu verzichten, daß die Collegen dieselben in einem andern Sinne verrichteten, als Lange sie erfüllt haben würde. Wenn aber deren Verfahren im Beichtstuhl in der Ordnung war, und von Lange nicht beanstandet wurde, dann scheint der von ihm selbst vertretene Rigorismus nicht in der Ordnung zu sein. Indessen gerade wenn man sich in Lange's Ansicht von der Sache zu versehen weiß, hat man das Abkommen zu billigen. Denn ohne Compromisse kann auch keine richtige Leitung der Kirche bestehen. Lange hat übrigens sich besondere Verdienste um die Ordnung der kirchlichen Stiftungen und der in Verfall gerathenen

höhern Schule in Brandenburg erworben. In jeder Woche ferner vereinigte er die Geistlichen und die Gymnasiallehrer zu einer Betstunde und begründete dadurch deren einträchtiges Streben. Er hat auf diesen Gebieten seine Fähigkeit zu herrschen bis an seinen Tod bewiesen, welcher 19. Mai 1720 ohne vorhergegangene Krankheit eintrat. Lange gehört nicht wie sein mehr als 10 Jahre jüngerer Bruder Joachim der Halle'schen Schule an. Er ist Francke gleich in der Strenge, welche er im Beichtstuhl geltend machte. Uebrigens hält er wie Spener darauf, daß die Bekehrung ihre Probe an der sittlichen Praxis findet. Daß er hierin vorherrschend geselblich verfährt, wird die Folge seines affectvollen Temperamentes gewesen sein; für seine eigene Person erscheint er bei der strengen Zucht, die er gegen sich geübt hat, frei und selbständig, ohne alle Manier.

Auf Spener's Einfluß hat auch der Freiherr Carl Hildebrand von Canstein¹⁾ seine christliche Lebensanschauung zurückgeführt. Allein er ist in dieselbe mit einem Entschluß eingetreten, welcher von Spener schwerlich angerathen worden wäre. Nachdem er die Rechte studirt und eine große Bildungsreise gemacht, darauf unter dem Kurfürsten Friedrich III. einen Hofdienst angenommen hatte, zog er 1689 mit den brandenburgischen Truppen nach Flandern. Dort lebensgefährlich erkrankt, that er das Gelübde, wenn ihm Gott das Leben erhielt, wolle er sich dem Herrn zum Dienst opfern, und äußerliche Bedienungen in der Welt ausschlagen. Dieses ist dieselbe Ansicht von der gegenseitigen Ausschließung zwischen dem Dienst Christi und dem weltlichen Beruf, aus welcher Hochmann (S. 339) zum Führer des Separatismus wurde, und gemäß welcher Friedrich Wilhelm I. urtheilte, man könne nur als Rentier ein vollkommener Christ sein (S. 289). Canstein hatte schon sein Leben im Sinne dieser Ansicht eingerichtet, als er 1691 die Bekanntschaft Spener's machte, welcher es bekanntlich nicht billigte, daß man um christlich zu leben, aus Amt oder Gewerbe ausschiede (S. 101). Aber im Sinne Spener's hat er die Rechtheit seines Glaubens durch einfache, demüthige Lebensführung und durch großartige Wohlthätigkeit bewährt. An die

1) Geboren zu Lindenberg in der Mark Brandenburg 1667 als Sohn des Geheimrathes und Kammerpräsidenten Raban von Canstein, gestorben zu Berlin 1719. Vgl. Plath, C. S. von Canstein. Halle 1861.

Unterstützung des Waisenhauses in Halle und an die von ihm gegründete Bibelanstalt hat Canstein, der für eigene Kinder nicht zu sorgen hatte, sein Vermögen in dem Umfang verwendet, daß, als seine Güter durch seinen Tod 1719 gemäß seinem Testament dem Waisenhause zufielen, Francke die Erbschaft anzutreten verweigerte, weil die Güter mit Hypotheken fast überlastet waren. Der Kern von Canstein's Frömmigkeit aber war der Glaube an Gottes Vorsehung, dem er in seinen Tagebüchern bei allen Veranlassungen dankbaren Ausdruck verleiht. Dankt er doch der göttlichen Vorsehung besonders auch dafür, daß er bei dem Verkauf eines Gutes von dem Käufer gutwillig einen Preis empfangen hat, wie er ihn niemals erwartet hätte.

Auf den Vorsehungsglauben kommen schließlich alle Bekenntnisse derer hinaus, welche von Spener angeregt und mit Francke in Beziehung getreten sind. Allein jene Haltung nimmt bei verschiedenen Personen eine verschiedene Färbung an. In dieser Beziehung gewähren die beiden Frauen, zu denen Spener in engem Vertrauen stand (S. 219), nebst ihren Angehörigen ein besonderes Interesse. Die Ältere unter ihnen, Benigna Gräfin von Solms-Laubach¹⁾, als Gräfin von Promnitz geboren zu Sorau 1648, früh verwais't, verlebte ihre Jugend unter mancherlei Druck bei verschiedenen Verwandten, und heirathete 1667 den Grafen Johann Friedrich von Solms, welcher seit 1680 in Laubach in der Wetterau wohnte. Durch Spener angeregt gelangte derselbe zu einer ernstern Frömmigkeit, welche er durch Lesung der Bibel und anderer zur Gottseligkeit dienlichen Bücher, durch regelmäßige Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst, am Abendmahl, an den Hausandachten geübt hat. Dabei hat er sich des Evangelii nicht geschämt und sein Gebet überall und an allen Orten mit Andacht, auch äußerlicher Ehrerbietung mit zusammengelegten Händen verrichtet. Für seiner Unterthanen zeitliche und ewige Wohlfahrt war er mit unermüdeter Sorgfalt bemüht, hat allen Berathungen seiner Beamten täglich beigewohnt, und ist jedem seiner Unterthanen zugänglich gewesen. Für seine glückliche und friedliche Ehe ist er von stetem Dank erfüllt gewesen. Dieser einfachen und sichern Haltung des Mannes gegenüber war seine Gemahlin von Natur

1) Graf Henckel, Letzte Stunden II. S. 80. Ueber ihren Gemahl daselbst S. 42.

schüchtern und hat die Verlassenheit ihrer Jugend nie verschmerzt, hat aber zugleich bekant, durch alles Kreuz ihres Lebens im Vertrauen auf Gott gelübt zu sein und in ihrem Alter nur loben und danken zu können. In ihrer melancholischen Demuth spricht sie aus, ihr ganzer Gottesdienst habe nur im Leiden bestanden, ohne daß sie das geringste wahre Gute verrichtet hätte; aber darum preist sie in demüthiger Dankbarkeit die ihr widerfahrene Gnade Gottes. Obgleich sie die Anleitung durch Arndt darin verräth, daß sie sich für Nichts, Gott in Christo für Alles hält, und den schönen Jesus in Anspruch nimmt, so hat sie an dieser Betrachtungsweise nicht das eigentliche Gepräge ihrer Frömmigkeit, da sie von großen Süßigkeiten, Herrlichkeiten und Geheimnissen nichts erfahren hat und nichts zu sagen weiß. Sie spricht es aus, in ihr sei nur ein Fünklein des Vertrauens auf ihren Gott und Vater übrig; das Andere alles sei ihr ferne; oder wenn sie auch manchmal einige Tropfen aus dem Meer der göttlichen Liebe in Christo schmeckte, so haben sie bald wieder aufgehört. An dieser leidmüthigen Frau ist der vorherrschende Zug die Wahrhaftigkeit, welche sie vor manierirter Frömmigkeit bewahrt hat. Sie starb 1702.

Dieselbe Freiheit bezeichnet die Gräfin Christine von Stolberg-Gedern, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Güstrow (1663—1749), Gemahlin des Grafen Christian Ludwig von Stolberg (gestorben 1710). Aber im Unterschiede von der Gräfin von Solms hat sie in freudiger Zuversicht auf Gottes Vorsehung gelebt, und durch dieselbe auch die widerwärtigen Verhältnisse beherrscht. In der Erziehung ihrer Kinder hat sie die größte Sorgfalt geübt, in der vormundschaftlichen Regierung (1710—1714) in Wernigerode für ihren Sohn Christian Ernst hat sie ihre Umsicht und Beharrlichkeit (S. 288) bewährt; in dem Kreise ihrer zahlreichen Familie hat sie bis in ihr hohes Alter mit Genugthuung und Dankbarkeit gewaltet. In wie weit ihr Glaube an die Wiederbringung (S. 457) Einfluß auf ihren religiösen Charakter gehabt hat, läßt sich nicht erkennen; auf Bußkampf, und was dazu gehört, ist sie durch Spener nicht hingewiesen worden. Auch ihr Sohn Christian Ernst von Wernigerode (1691—1771) verräth nicht, daß er durch diese Methode beherrscht gewesen wäre¹⁾. Aus

1) Vgl. Förstemann, Graf Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode. 1868. (Nicht im Buchhandel.)

seiner Jugend sind im Manuscript zahlreiche Gedichte von ihm vorhanden. Ein Theil derselben bezieht sich ohne Zweifel auf die Schwierigkeiten, welche bei der Ordnung der staatsrechtlichen Stellung der Grafschaft Wernigerode zu Preußen vorgekommen, und durch den Keceß vom 19. Mai 1714 zu Ende gebracht sind. Der Graf begleitet diese Verwickelungen mit Gebeten um die Hilfe Gottes, mit dem Bekenntniß, daß diese Leiden Strafe für begangene Sünden seien, um schließlich bei der Uebernahme seiner Herrschaft zu bezeugen:

Mein Gott ich danke dir, daß du mir beigestanden,
In allem, was du mir gegeben unter Händen,
Daß ich ohn' Widerspruch in's Mein' gelanget bin,
Ach nimm dies zum Geruch anstatt des Weihrauchs hin.

Ein anderer Theil der Gedichte sind Bußbekenntnisse, welche sich auf begangene Sünden, auf das Ergreifen der Gnade und den Vorsatz der Besserung beziehen. Wie der Berichterstatter sich ausspricht, so müssen diese Sündenbekenntnisse eine ganz individuelle Farbe an sich tragen. Sie sind also von der Manier frei, kehren auch in dem folgenden Leben des Grafen nicht wieder. Dasselbe ist durch ein umfassendes gemeinnütziges Streben ausgezeichnet. Wie Christian Ernst die volkswirthschaftlichen Bedingungen für das Wohl seines kleinen Landes in umsichtiger Weise nach allen Seiten hin entwickelt hat, so hat er durch Anlegung einer Druckerei, durch bessere Ausstattung des Lyceums, durch Stiftung einer Naturaliensammlung die geistige Bildung seiner Unterthanen befördert. Seit 1732 gründete der Graf die Bibliothek, in welcher es ihm auf Sammlung von Bibeln und Gesangbüchern, aber auch von pietistischer Literatur hauptsächlich ankam¹⁾. Für die Kirche seines Landes sorgte er durch sorgfältige Besetzung der Pfarren, ferner dadurch, daß er zu dem Drucke der Bibel und der Schriften von Arndt, zu der Zusammenstellung eines Gesangbuches, und zu verschiedenen Hilfsbüchern zum Katechismus, welche von Geistlichen in Wernigerode verfaßt sind, den Anlaß gab. Für

1) Nur mit dem aufrichtigsten Danke kann ich dieses Verdienst des Grafen Christian Ernst erwähnen, da ein großer Theil dieses Landes der Geschichte des Pietismus aus den Schätzen der Gräflichen Bibliothek zu Wernigerode geflossen ist, in deren Mittheilung der gegenwärtige Verwalter, Herr Archivrath Dr. Jacobs, eine unvergleichliche Bereitwilligkeit mir bewährt hat.

seine Person hat er sich ferner in ausgedehnter Weise mit theologischen Sammlungen biblischer Sprüche und mit hymnologischen Studien beschäftigt. Wie er im Interesse des Halle'schen Pietismus seiner Tante in Dargun die Hand gereicht hat, ist erwähnt worden (S. 459); nicht minder haben die Angelegenheiten der dänischen Mission ihn auf das lebhafteste beschäftigt. Die schweren Erfahrungen, die er als Landesherr durchgemacht hat, die Einäscherung eines großen Theils der Stadt Wernigerode (1751), die Einwirkungen des siebenjährigen Krieges auf sein Gebiet, haben die Energie und Umsicht des Grafen in glänzender Weise bewährt; und bis über sein 80stes Lebensjahr hinaus hat er die Früchte seines verdienstvollen Lebens in der Pietät seiner zahlreichen Familie und in der Anhänglichkeit seiner Standesgenossen geerntet.

Seine Gemahlin Sophie Charlotte, geboren 1695, mit welcher Christian Ernst 1712 sich vermählte und welche 1762 nach der Feier ihrer goldenen Hochzeit gestorben ist, hat eine eigenenthümliche religiöse Entwicklung durchgemacht. Nachdem ihr Vater Johann Anton, Graf zu Leiningen-Westerburg, Präsident des Reichs-Kammergerichts zu Wehlar, schon 1698 gestorben war, begegnen wir dessen Wittve Christiane Luise, geborenen Gräfin von Wittgenstein-Ballenbar (geb. 1673, gest. 1745) in Schwarzenau¹⁾, wo sie in Gesellschaft der beiden älteren Gräfinnen von Wittgenstein-Berleburg (I. S. 421) mit ihrem Sohn und ihrer Tochter in grundsätzlicher Zurückgezogenheit lebte. Schon für diese Zeit 1704 erwähnt der Berichterstatter das Gerücht, daß sie in einer Gewissenshehe mit dem ehemaligen Prediger in Detmold, Jakob Bierbrauer gelebt habe, welcher als ein hagerer, bleicher Mann mit auffallenden Manieren und fanatischer Rede eingeführt wird und sich zur Lehre von der Wiederbringung bekennet, in welche die genannten Gräfinnen einstimmen. Noch in demselben Jahre hat sich die Gräfin von Leiningen mit ihren Kindern nach Holland begeben; als sie aber 1708 in die Ehe mit Bierbrauer²⁾ trat, wurde ihre 13jährige Tochter, wahrscheinlich durch die Vormünder, von ihr getrennt, und zunächst nach Frankfurt zu einer ungenannten

1) Gemäß dem Bericht eines Ungenannten von 1704 im Wittgenstein'schen Archiv, bei Goebel II. S. 764 ff.

2) Derselbe ist später als Bergrath in den Dienst des Schwiegersohns seiner Gemahlin getreten, und hat als solcher in Ilfenburg gelebt.

Frau, nach kurzer Zeit, noch in demselben Jahre, nach Gedern an den Stolberg'schen Hof unter den Schutz der Gräfin Christine gebracht, deren Sohn sie 1712 geheirathet hat. In einem 1728 verfaßten Aufsatz hat nun diese Frau die Geschichte ihres innern Lebens und ihrer Bekehrung beschrieben¹⁾. Sie bezeugt hier zunächst, daß sie bis in ihr 14tes Jahr beständig von der Welt abgekehret, und das einfältige schlechte Leben ihr das liebste und angenehmste gewesen sei. Sie ist also an der Seite ihrer Mutter mit deren weltflüchtiger Lebensweise, welche nach den Anweisungen von Horche und Hochmann in Wittgenstein heimisch war, einverstanden gewesen. Noch im Jahr 1728 schildert sie in ergreifender Weise, wie schwer ihr die aufgezwungene Trennung von ihrer Mutter geworden, und mit welchem Widerwillen sie an den Hof zu Gedern gegangen ist, „damit ich ein honetter Christ würde“. Da es ihr „nirgends konnte zu schlecht und zu still hergehen“, so erstaunte sie vor der Menge von Menschen, unter welche sie gerieth. Obwohl nun diese Gesellschaft durch beständiges Aufmuntern und Flattiren ihr allmählich einen angenehmeren Eindruck machte, sehnte sich doch ihr Herz sehr stark nach den vorigen vergnügten Zeiten und Umständen. Durch diese Collisionen ermattet entschloß sie sich endlich, alles zu thun, was ihr geheißten wurde, so weit es die honette Welt erlaubte. „Da ging denn das honette Leben an“, freilich in vollständiger Unsicherheit, ohne daß sie Vertrauen zu irgend Jemand faßte, da auch ihr einziger Bruder auf der Universität zu Halle starb. Dabei kam es so weit, daß sie sich vor rechtshaffenen Frommen, welche zu sehen sonst ihre Freude war, fürchtete und ihnen aus dem Wege ging. In dieser Stimmung, in dem Wunsche, daß sie nur das Hofleben los würde, hat sie geheirathet. Den gesellschaftlichen Obliegenheiten ihrer Stellung hat sie sich gefügt, aber so, daß sie den Mangel an Lust und Befriedigung daran als ihre den Umständen entsprechende Gerechtigkeit sich zurechnete. Ja sie hat, wenn ihr Kinder in dem frühesten Alter starben, nur Gott dafür gedankt, daß er dieselben aus der bösen Welt genommen

1) Denkmal der Gnade Gottes, welche sich an der Frau S. Ch. Gräfin zu St. . . . in dero gottseligem Leben und seligem Ende bewiesen hat. Wernigerode 1763. Gedächtnispredigten und Lebenslauf. Der letztere auch besonders: Das gottselige Leben und Ende der Gräfin S. Ch. zu St. Halle 1764. Hierin der erwähnte Aufsatz S. 14—53.

habe. Von dieser Verfassung ihres Gemüths hat die Gräfin keinem Menschen etwas eröffnet, also auch nicht ihrem Gemahl, dem sie inzwischen bis 1728 zwölf Kinder gebar. Da schlug zuerst 20. April 1727 eine Predigt über den Seelenfrieden in ihr Gewissen, welche M. Liborius Zimmermann aus Jena bei einem Besuche in seiner Wernigerodischen Heimath hielt. Andere Predigten desselben so wie eine Predigt von Samuel Lau führten im Herbst 1728 die Gräfin zu der Gewißheit der Gotteskindschaft. Die Angaben über diese Krisis sind jedoch insofern weniger verständlich, als wir keine Auskunft darüber erhalten, daß die Gräfin nach ihrer Bekehrung das „honette Leben“ entgegengesetzt als vorher beurtheilt und den Entschluß gefaßt hat, sich an demselben mit gutem Gewissen und Freudigkeit zu betheiligen. Der specielle Fehler, in dem sie sich bewegt hatte, das Vorurtheil für die einsiedlerische Lebensweise, wird in dem Bericht von der Bekehrung verwischt durch die Anerkennung der allgemeinen Bosheit der Natur und Blindheit des Herzens. Und wenn sie die Belehrung ihres Rathgebers, man müsse sich das Leiden des lieben Heilandes zu Nutze machen, sein Herz Gott gänzlich hingeben und der Welt absagen, als einen rechten Strahl in ihrem Gemüthe empfand, so darf man fragen, warum sie nicht hiedurch in ihrem Vorurtheil befestigt worden ist. Kurz das psychologische Interesse, welches durch die erste Hälfte des Berichts erweckt wird, kann durch die Geschichte der Bekehrung nicht befriedigt werden. Denn auf die genau begrenzte individuelle Situation der Vergangenheit passen die allgemeinen überall vorkommenden Züge des Bußkampfes nicht. Indessen wird den beiden Männern, von denen Zimmermann alsbald als Hofprediger, Lau als Hofkaplan angestellt wurde, eine noch umfangreichere Wirkung in jenem Jahre bezeugt. Die Veränderung, welche sie an der Gräfin hervorgerufen haben, hat eine Erweckung zur Folge gehabt, die nicht bloß das gräfliche Paar, sondern auch die höhere und niedere Dienerschaft, die Bewohner der Stadt und der Grafschaft ergriffen hat. Wir dürfen die Art und den Werth dieser weiter greifenden Bewegung dahin gestellt sein lassen. Daß aber Graf Christian Ernst die Bekehrung seiner Gemahlin mit eigener lebhafter Gemüthsbewegung begleitet hat, darf man erwarten, wenn deren bis dahin geübte Vertrauenslosigkeit einer entgegengesetzten Stimmung Platz gemacht hat. Jedoch Genaueres darüber erfahren wir nicht.

In dem engsten Gebetsverkehr mit Francke¹⁾ standen zwei Freunde, welche mehr als alle Andern ihres Standes eine weit greifende Wirksamkeit im Sinne des Pietismus ausgeübt haben. Dem ersten von ihnen, Heinrich XXIV. Grafen Reuß jüngerer Linie sind wir schon öfter begegnet²⁾. Geboren zu Schleiz 1681, empfing er seine Bildung auf der herzoglichen Akademie zu Wolfenbüttel. Nach der großen Reise, welche er von 1698 bis 1701 nach Frankreich und Italien gemacht hatte, suchte er sich in Berlin und in Warschau auf eine politische oder militärische Laufbahn vorzubereiten, nahm auch 1702 an der Belagerung von Landau unter dem römischen König Joseph Theil. Dort jedoch machte er die Bekanntschaft eines rechtschaffenen Christen, der ihn in die Gesellschaft Gleichgesinnter führte und ihn zu der Erkenntniß brachte, daß es ihm noch an der gänzlichen Sinnesänderung fehle. Die Beschäftigung mit diesem Gedanken begleitete ihn auch während des folgenden Krieges in Ungarn, bis er den Dienst verließ, der ihm für seine damals noch unsichere Ueberzeugung hinderlich zu sein schien. Er beschloß, sich in das Privatleben auf seine Herrschaft Köstritz zurückzuziehen, und fand 1704 eine Gemahlin gleicher Gesinnung an einer Gräfin von Promnitz. In der Uebung regelmäßigen kniefälligen Gebets, in der Führung eines Tagebuches über sein Gemüthsleben, in der Einrichtung von Erbauungsstunden, an denen seine Beamten und Bedienten mit der Familie theilnahmen, giebt der Graf seine Ergebenheit gegen die Halle'schen Grundsätze kund. Dabei aber war er nichts weniger als kopfhängerisch, sondern freudig und heiter allen Aufgaben des Lebens zugewandt. Um die Erziehung seiner Kinder war er mit großer Sorgfalt bemüht, seinen Untertanen widmete er sich in allen Beziehungen, Kirche und Schule erfreuten sich seiner besondern Aufmerksamkeit, Wohlthätigkeit übte er in reichem Maße, die Gefängnisse versah er mit humanen Einrichtungen, die Straf gelder, welche manche der kleinen Herren jener Zeit als willkommene persönliche Einnahme ansahen, verwendete er zur Verbreitung von Bibeln, Gesang- und Erbauungsbüchern. Insbesondere wirkte er auf eine gesellschaftliche Organisation des Pietismus hin. Nicht nur wählte er zu seinen Beamten und

1) Kramer II. S. 171 ff.

2) Vgl. über ihn die kurze Biographie von Büsching a. a. D. II. S. 3—30.

Bedienten lauter Gleichgesinnte, sondern er machte sich auch ein Geschäft daraus, solchen Personen überall, wohin sein Einfluß reichte, Stellung zu verschaffen. Er hielt sich ein Register der zu Geschäften aller Arten brauchbaren Leute, die ihm nahe kamen, und ihm gleiche Gesinnung kund gaben, um sie in dem zahlreichen Kreise seiner Bekannten als Beamte, Prediger, Hauslehrer, Bediente unterzubringen. Bogatzky hat von ihm die Mittel zum Studiren jahrelang empfangen; andere junge Leute adeligen und gräflichen Standes nahm er zur Erziehung in sein Haus. Ein weiter greifendes Verdienst erwarb er sich durch seine eifrige Mitwirkung an der Ultranstädter Convention, in welcher Carl XII. von Schweden dem Kaiser die bekannten Zugeständnisse an die Evangelischen in Schlesien abgewann. Für seine Familie, in welcher er schließlich die Ehrenstellung als Senior einnahm, hat er als Vormund von Heinrich II. von Obergreiz (S. 450) und dessen Sohn, Heinrich XI., ferner von Heinrich XXIX. von Ebersdorf segensreich gewirkt. Auch als Vertrauensmann des Kaisers und vieler fürstlichen und gräflichen Familien hat er bis an seinen Tod 1748 eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Stellung behauptet.

Eng verbunden mit diesem hervorragenden Manne war sein gleichaltriger Freund Erdmann Heinrich Graf Henckel, Freiherr von Donnerzmarck¹⁾ aus der in Oberschlesien begüterten Familie (1681—1752). Seine Aeltern waren, um ihre Kinder vor gewaltthätiger Befehrung zur römischen Kirche zu schützen, auf das Rittergut Poelzig in dem Herzogthum Sachsen-Altenburg gezogen; dieses ist auch der Wohnsitz des Sohnes geblieben. Auf der Universität zu Leipzig faßte er den Entschluß, auf Tanz und Spiel zu verzichten, als sein Vergnügen daran ihm die Gefahr enthüllte, daß ein überwiegender Hang daraus entstehen könnte. Hiemit entschied er sich für die Halle'schen Grundsätze überhaupt, und ließ sich darin nicht irre machen, als Gichtelianer, Inspirirte und andere Separatisten ihre Netze nach ihm auswarfen. Nach seiner großen Reise entschied er sich aus ähnlichen Gründen wie Canstein und Heinrich XXIV. für das Privatleben in Poelzig, wo er sich der Nachbarschaft der Grafen in Greiz und in Köstritz erfreute. Seine Ehe mit einer Gräfin von Solms-Sonnenwalde wurde 1717 durch deren Tod getrennt; in wehmüthiger Erinnerung

1) Büsching a. a. D. IV. S. 3—50.

an diesen Verlust schrieb er die „Letzten Stunden“. Nach zehn Jahren fand er eine gleichgesinnte zweite Gemahlin an einer Gräfin von Leiningen-Dachsburg. Ein Hauptgeschäft in seinen mittleren Jahren war neben anderen Vormundschaften diejenige, welche er mit Heinrich XXIV. über den früh verwaisten Heinrich XI. von Obergreiz führte. Auch dieser Anhänger Francke's bewährte in seinem Leben die gesellige Heiterkeit, die Dienstfertigkeit und Humanität, welche ihm von allen Seiten Vertrauen eintrugen. Um so weniger erwies er sich als geeignet, in einen Kreis des Pietismus einzutreten, welcher seit 1730 eine eigenthümliche Anziehungskraft auf alle vornehmen Elemente der Richtung in Deutschland ausübte.

In diesem Jahre nämlich bestieg Christian VI. den Thron von Dänemark. Durch seine Mutter Luise von Mecklenburg-Güstrow (S. 506) für den Pietismus gewonnen, ward er durch seine Gemahlin Sophia Magdalena von Brandenburg-Culmbach seit 1721, insbesondere durch den Einfluß der Schwiegermutter, welche seit 1722 in Kopenhagen geblieben war, in demselben befestigt. Daß er 1733 das Schelten gegen die so genannten Pietisten in seinen Königreichen verbot (S. 498), war zu loben. Allein der Zwang zum Gottesdienst, welchen seine Sabbathordnung von 1736 darbietet ¹⁾, die Verordnung von Geldstrafen für Versäumniß der Predigt, von Prangerstrafe bei wiederholter Verachtung des Gottesdienstes, bezeichnet eine Verirrung des Urtheils, welche dem Grundsatz des Pietismus direct widerspricht. Schauspielern, Seiltänzern, Marionettenspielern wurde das Reich verboten. Endlich der königliche Befehl von 1738 an alle Beamten, Hausväter und Gastwirthe, bei hoher Strafe alle Zungenverbrechen, Gotteslästerung, Fluchen, Mißbrauch des göttlichen Wortes, nicht geziemende Scherze anzuzeigen, läßt erkennen, wie verhängnißvoll für die Gesellschaft die gesetzliche Strenge werden mußte, welche nach pietistischen Grundsätzen dem Einzelnen gegen sich selbst oblag. Der König und seine Gemahlin führten bei Hof einen ernststen Ton ein, legten aber durch die Pracht der Hofhaltung, namentlich durch umfangreiche Bauten von Schlössern den Grund zur Zerrüttung der Finanzen. Dabei war Christian VI. in Folge seiner religiösen Richtung seinem Volke immerlich so abgeneigt, daß er sich in der schriftlichen Mittheilung nur der deutschen Sprache bediente, und

1) Acta hist. eccl. I. S. 817. S. VII. C. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

daß er eine Menge seiner gräflichen Verwandten und Gesinnungs-
genossen aus Deutschland in sein Reich zog. Es kam ihm nicht
darauf an, auch einen geschworenen Separatisten, wie den Leibarzt
Carl (S. 353) in seine Nähe zu bringen, und Zinzendorf, der 1731
noch eine dem Separatismus verwandte Stellung einnahm, die
Aussicht zu eröffnen, daß er in Dänemark seine Mission für den
Heiland in großem Stil treiben dürfe. Natürlich scheiterte dieser
von Zinzendorf gehegte Gedanke an der Unmöglichkeit, ihn in be-
stimmte Formen und Maßregeln umzusetzen, und der Graf brachte
aus Dänemark nur den Danebrog-Orden zurück, der ihm jedoch
schon 1736 wieder abgenommen wurde. Ebenso zerßlug sich ein
Versuch des Königs 1734, den Grafen Henckel für eine unbestimmt
bleibende Stellung im Dienste des Reiches Gottes zu gewinnen.
Auch Joachim Lange weigerte sich, einem Ruf nach Kopenhagen
zu folgen. So kam die Gunst der Verhältnisse weniger einer
großartigen Leistung des Pietismus zu Gute, als einer Reihe
von Grafen aus pietistischen Familien, zwei Söhnen von Heinrich
XXIV. Reuß, dessen Schwiegersohn, dem Grafen von Lynar, einem
Castell-Remlingen aus Franken, einem Hsenburg-Büdingen, einem
Stolberg-Stolberg, welche mit hohen Aemtern und reichen Pfründen
ausgestattet wurden¹⁾. Im Ganzen bietet die sechszehnjährige
Regierung des dänischen Königs die ungünstigste Probe für die
Ausführbarkeit des Gedankens, einen Staat mit der persönlichen
religiösen Gesinnung seines Oberhauptes kurzer Hand in Einklang
zu setzen, und ihn zu einer Erscheinung des Reiches Gottes um-
zugestalten. Solche kurzfristigen Unternehmungen gereichen der
Sache, welcher sie dienen sollen, immer zum Schaden. Nach dem
Tode Christian's VI. (1746) schlug der Sohn und Nachfolger
Friedrich V. ganz andere Wege ein, auf denen der Pietismus nicht
mehr geachtet wurde.

Für seinen Staat hat Friedrich Wilhelm I. von Preußen
mehr geleistet, als jener dänische König für den seinigen, obwohl
oder weil er persönlich dem Pietismus fern blieb. Während nun
seine Ansicht, man könne nur als Privatmann der pietistischen
Methode leben, durch Männer wie Canstein, Heinrich XXIV. und
Graf Henckel bestätigt wird, bieten die frommen Generale in dem
Heer des preussischen Königs eine Probe dafür dar, daß auch die

1) Hierüber vgl. Barthold 1853. S. 276.

am meisten entgegengesetzte Combination ausführbar war. Es sind ¹⁾ die Feldmarschälle Reichsgraf Hermann von Wartenstleben (1650—1734), Georg Abraham von Arnim (gest. 1734), Gneomar Dubislav von Ratmer, die Generale von Gersdorf und von Löben. Neben denselben werden noch einige Offiziere niederen Ranges genannt ²⁾; in den Auserlesenen Materien kommt auch ein Unteroffizier als Muster pietistischer Ueberzeugung vor. Man hat sich zu hüten, jene Erscheinung aus einer besondern Wahlverwandschaft zwischen Strategie und Pietismus zu erklären; denn die Ueberlistung des Königs, welche Ratmer und Löben in der Sache Wolff's sich erlaubten (S. 290), war wenig christlich. Vielmehr ist die Anziehung, welche der Pietismus auf das adelige Standesbewußtsein ausübte, auch für diese Soldaten maßgebend gewesen. Und wenn man das Heerwesen unter Friedrich Wilhelm I. bedenkt, so mochte sich die methodische Frömmigkeit gerade mit dem methodischen Mechanismus der Friedensarmee vertragen. Daß aber jene Generale eine humanere Behandlung ihrer Soldaten ins Werk gesetzt hätten, ist nicht überliefert. Deutlicher tritt der pietistische und zugleich militärische Charakter an dem kaiserlichen General-Feldmarschall-Lieutenant, Freiherrn von Wuttgenau ³⁾ hervor. Freund der Wissenschaften, früher mit den Höfen zu Weimar und Dresden verbunden, hielt er seit seiner Erweckung alles üppige und ruchlose Weltwesen von sich fern. In verschiedenen Feldzügen in Italien und Ungarn seit 1730 zeichnete er sich aus, besonders aber durch die schließlich erfolglose Vertheidigung der Reichsfestung Philippsburg gegen die Franzosen (1734). Daß seine energische Pflichterfüllung durch seine Gottesfurcht erhöht worden ist, darf man nicht bezweifeln. Er starb 1736. Nicht durchaus gleichartig mit diesen Männern erscheinen die schwedischen Offiziere, welche bei Pultava (1709) von den Russen gefangen, größtentheils zu Tobolsk in Sibirien bis 1721 zurückgehalten wurden, welche durch die Noth ihrer Gefangenschaft religiös angeregt, seit 1713 mit Francke in Verbindung traten und dessen Fürsorge in mannigfacher Weise erfahren durften ⁴⁾. Sie sind nicht sowohl als Soldaten, sondern als Arme und Gefangene für das Evangelium zugänglich geworden.

1) N. a. D. S. 218.

2) Bei Tholuck, Gesch. des Rationalismus I. S. 61.

3) Barthold a. a. D. S. 283.

4) Kramer II. S. 181.

Allein die idealste Ausprägung pietistischer Frömmigkeit findet sich im weiblichen Geschlecht. Sie begegnet uns zunächst ohne alle Manier in zwei gleichaltrigen adeligen Fräulein, von denen die eine Norddeutschland, die andere Mitteldeutschland angehört. Sophie Ernestine von Alefeldt¹⁾, geboren 1723, war in früher Jugend in das adelige Damenstift zu Ikehoe in Holstein eingetreten. In ihrem 18. Jahr lernte sie einen Herrn von L., Kammerherrn an dem königlichen Hof (wahrscheinlich zu Kopenhagen) kennen. Die gegenseitige freundschaftliche Zuneigung Beider führte zur Verabredung künftiger Ehe, da die Vermögensverhältnisse auf beiden Seiten wenig vortheilhaft waren. In der Erwartung, daß hierin einmal eine Aenderung erfolgen werde, führten die Verlobten einen geheimen Briefwechsel. Inzwischen erfuhr die Dame die Erweckung, Gott und den Heiland der Welt über Alles zu lieben. Der Verlobte, dem sie diesen Umschwung der Gesinnung nicht verhehlte, schloß sich derselben aufrichtig an. Verschiedene Heirathsanträge, die sie empfing, lehnte sie ab, ohne ihr Geheimniß zu verrathen; so vergingen mehr als zehn Jahre, bis die Aussichten der Verlobten in gewaltsamer Weise durchkreuzt wurden. Die Mutter des Cavaliers wünschte dessen Verheirathung mit einer schönen und reichen Hofdame. Als sie dieselbe ihm vorschlug, mußte er sein Verhältniß zur Alefeldt offenbaren. So wenig nun die Mutter an derselben auszusetzen hatte, fand sie es natürlich nicht im Einklang mit ihren Absichten, daß die Verheirathung ihres Sohnes mit seiner Freundin auf die ungewisse Frist der Beerbung einer Tante ausstehen sollte. Mit der Mutter vereinigte der König sein Zureden unter der Drohung seiner Ungnade im Falle des Widerstrebens. Als der Cavalier so in die Enge getrieben war, gab die Alefeldt ihn in der großmüthigsten Weise frei, und die neue Braut war es zufrieden, wenn er nur nach seiner alten Freundin sie am meisten lieben wollte. Durch die Bitten des Ehepaars ließ die Verlassene sich auch bewegen, den Briefwechsel, natürlich in anderem Tone, fortzusetzen. Allein der Gram tödtete das Opfer mütterlicher Politik schon nach einem halben Jahr. Seine Jugendfreundin vermochte diese Schläge in der Gesinnung zu ertragen, welche sie in die Worte faßte: Wie Gott mich führt, so will ich gehen, ohne alles eigene Wählen. Uebereinstimmende Zeugnisse

1) Büßching IV. S. 53—72.

des schlichtesten und klarsten Gottvertrauens theilt Büsching aus Briefen mit, welche er von ihr empfangen hat. In diesem Gleichgewicht mit sich und der Welt befestigt, lehnte sie es weiterhin ab, in die Ehe zu treten. Unter mißlichen Erfahrungen in ihrer Familie war sie die großmüthigste Verjorgerin derselben. Frühzeitig von Kränklichkeit heimgejucht, starb sie sich selbst treu, 1779.

Ebenfalls im Jahre 1723 war in Frankfurt am Main Susanna Catharina von Klettenberg¹⁾ geboren, die älteste Tochter eines Arztes, welcher später in den Rath der Reichsstadt eintrat. Sie war 1745 verlobt mit Johann Daniel von Denschlager, der nachher als Publicist berühmt geworden und als Schöff 1778 gestorben ist. Die Eheschließung wurde dadurch verzögert, daß man den reich gebildeten, wohlhabenden und ehrgeizigen Mann von einem höhern Amte vorläufig zurückhielt. In der angegebenen Zeit nun gelangte die Klettenberg zu einer innern Einker, und in der Hingebung an Gott, ihren unsichtbaren Freund, verlor sie mehr und mehr das Interesse selbst an unschuldigen Belustigungen. In diesem Falle ging der Bräutigam nicht auf die veränderte Geminnung der Braut ein, wußte sie in seinem weltlichen Ehrgeiz auch nicht zu würdigen. Es trat eine gegenseitige Entfremdung ein; als er das erstrebte Amt endlich erhielt und seine Bewerbung erneuerte, lehnte die Klettenberg dieselbe ab. Die Frömmigkeit, in welcher sie ihren Frieden fand, war die Combination der Liebe zu Christus und des Verzichtes auf Befriedigung an der Welt; und in dieser Haltung war sie der Erlösung von der Sünde gewiß²⁾. Es hatte sie keinen Bußkampf gekostet, in diese Gedankenreihe sich einzuleben, deren Vorbilder aus dem 17. Jahrhundert herüberreicheten. Sie erschien auch in ihrer ruhigen Gelassenheit den Freundinnen, welche Halle'scher Richtung waren, gar nicht als vollkommen; namentlich hatte die Tochter von J. J. Kambach, welche die Gattin des Pfarrers zu Frankfurt Conrad Caspar Griesbach war, eine gelehrte,

1) J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele. Hamburg 1849.

2) Dies ergibt sich aus den a. a. O. mitgetheilten Liedern VI—X, welche, obgleich sie mit der Jahreszahl 1756 bezeichnet gewesen sind, vor der an dem Schluß dieses Jahres eingetretenen, in den Liedern XII—XV. ausgesprochenen neuen Wendung in dem Leben der Dichterin entstanden sein müssen. Vgl. Lappenberg S. 223.

nüchterne, strenge Frau, an der Klettenberg den formellen Bußkampf zu vermissen. Im Jahre 1756 wendete sie sich Herrnhutischen Anschauungen zu, welche in ihren späteren Liedern hervortreten. Bei sachlicher Gleichheit des Thema, der Verehrung des gekreuzigten Herrn, unterscheiden sie sich von den früheren durch die schwüle Hitze der Stimmung und die spielerische Hervorhebung der Nebensachen, die für Zinzendorf die Hauptsachen gewesen sind. Ueber diesen Umschwung äußert sie sich 15. December 1768 in einem Briefe an einen Herrnhuter: „Nun geht es in das zwölfte Jahr, daß Er sich mir als den für mich Gekreuzigten offenbarte. Von dem ersten Augenblick dieser seligen Erfahrung liebte ich die Gemeinde der Brüder, und der Gedanke wandelte seit diesem Moment mich an, ob ich nicht unter diese Verfassung gehörte. Bis auf diese Minute aber habe ich von meinem besten Freunde, von meinem so treuen Führer, der sich unbeschreiblich zu mir herabläßt, und in so vielen großen und kleinen Fällen mir klar gesagt, was er von mir wollte, in dieser wichtigen Sache keine entscheidende Antwort“. In diesen Sätzen ist es nicht verständlich, daß sie erst in der Billigung des Herrnhutischen Geschmacks Christus als ihren Heiland erkannt haben will, und die gemäßigte Frömmigkeit ihrer früheren Jahre dadurch für werthlos erklärt. Sie hat zwischen 1760 und 1763 in den Privaterbauungen eines Herrn von Bülow aus Celle, vorher Capitän eines deutschen Regiments in französischem Dienst, ihre herrnhutischen Neigungen weiter gepflegt. Vor dem förmlichen Eintritt in die Gemeinde aber ist sie durch einen Besuch gewarnt worden, den sie 1766 in Marienborn machte, und der allerlei ungünstige Eindrücke zurückließ. Die Veränderung ihres religiösen Geschmacks ist gewiß nicht von der Bedeutung für ihren Charakter gewesen, welche sie sich vorgestellt hat. Die heitere Gelassenheit, die Geduld in ihrer Kränklichkeit, die Geneigtheit zur Beobachtung sittlicher Zustände und Wechselbeziehungen, und die unbefangene Anknüpfung ihrer religiösen Ueberzeugungen an solche Unterhaltungen, welche Goethe von der Klettenberg bezeugt, sind in den Jahren 1767 und 1768 nicht anders gewesen als früher. Die fünf Aufsätze über die Freundschaft, welche zwischen 1745 und 1747 geschrieben sein müssen, vergegenwärtigen schon den von Goethe bezeichneten Unterhaltungsstoff der späteren Jahre in authentischer Weise. Sie starb im December 1774.

Maria Eleonore, die jüngste Tochter des Grafen Friedrich

Carl August zur Lippe-Bisterfeld, wurde als Zwillingsschwester ihres Bruders Ferdinand am 16. Juni 1744 geboren ¹⁾. Sie verlor ihre Mutter unmittelbar nach ihrer Geburt. Im Hause einer ältern Schwester, Wittve des Grafen Seyfried von Fromnitz in Drehna, trat sie seit 1760 unter den Einfluß des Pietismus. Darin wurde sie befestigt durch einen Besuch in Wernigerode und die Freundschaft mit den Töchtern des Grafen Heinrich Ernst. Aus Briefen jener Zeit erkennen wir, daß die junge Gräfin, ohne Bußkampf durchzumachen, sich etwa in der Stimmung bewegt hat, welcher der Bruder ihrer Freundinnen gleichzeitig Ausdruck gegeben hat (S. 484). Sie ist aufmerksam auf ihre große Untreue und Undank gegen Gott, aber auch der Treue Gottes gewiß, welcher ihr alles vergiebt. Sie vertraut auf die Führung durch Gottes gnädige und allmächtige Hand in der Art, daß sie recht gelassen und willenlos zu werden sucht. Mit dieser religiösen Ergebung verband sie aber das klarste Gefühl ihrer Verantwortlichkeit in ihrer speciellen Lebensaufgabe, seitdem sie 1765 mit dem regierenden Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in die Ehe getreten war. Derselbe war 20 Jahre älter als sie, hatte durch die Verbesserung der Verwaltung und Hebung der Cultur in seinem kleinen Lande, durch sein Interesse am Kriegswesen überhaupt und seine Reorganisation des portugiesischen Heeres sich einen Namen gemacht, war empfänglich für Politik, Philosophie und Kunst, gestimmt für alles Ernste, Große und Heroische, imponirend durch die Kraft und Höhe seiner Erscheinung. Neben diesem Gemahl beschreibt Herder die Gräfin als das Bild der Sanftmuth, Liebe und Demuth, „um sie zu zeichnen, müßte man das schönste kleine Marienbild zeichnen“. Ihre demüthige Gelassenheit hatte sie in dem ersten Jahre ihrer Ehe zu erproben, da der Graf an seinem Hof- und Consistorialrath Thomas Abbt (geboren 1738) einen Gesellschafter gewonnen hatte, welcher seinen geistigen Bedürfnissen völlig genügte, und seinen Bildungsinteressen nach allen Seiten hin fördernd und anregend entgegen kam. Durch diesen Verkehr ließ der Graf sich zunächst abhalten, sich gegen seine Gemahlin so aufzuschließen, wie sie es erwarten durfte. Ihre ehrfurchtsvolle Schlichternheit vermochte daran nichts zu ändern. Als aber Abbt gegen Ende 1766 gestorben

1) Emil Frommel, *Ludamilla von Schwarzburg-Rudolstadt und Maria von Schaumburg-Lippe*. 1874. Hayn, Herder I. 2. S. 512 ff.

war, gewann sie gerade durch ihre stille Demuth und ihr Zartgefühl das Vertrauen und die völlige Theilnahme ihres Gemahls. Sie bezeugt schon nach einem halben Jahr, daß sie das vergnügteste und glücklichste Leben, die beste Ehe führe. Im Stillen aber war sie ihrer Gelassenheit doch nicht so sicher. Die Selbstbeobachtung, in welcher sie sich die stete Ergebung in Gottes Willen abzugewinnen trachtete, zeigte ihr immer wieder das Auf- und Abwogen entgegengesetzter Antriebe. Sie bezeugt, daß wenn die Stunden der Prüfung fern sind, sie der Liebe Gottes gewiß und, so unerforschlich Gottes Wege sind, von seiner Güte und Weisheit überzeugt, daß sie dann stark in ihrem Vertrauen sei, Gottes Gnade rühmen und preisen und auch Andere zum Vertrauen ermuntern könne; wenn die Prüfung aber nahe tritt, so sei sie klein, dann kämpfen Ergebung und Unmuth in ihrer Seele. Dieses Bekenntniß richtet sie an Herder, als sie den von ihr geliebten Zwillingbrüder hat sterben sehen; aber gleiche Aeußerungen sind auch in Briefen der frühern Zeit enthalten. Herder nun ist es, welcher, seitdem er im Mai 1771 als Oberpfarrer und Consistorialrath in Bücheburg eingetreten war, ihr über diese Wirkungen der pietistischen Methode hinausgeholfen hat; sie selbst aber hat zugleich durch ihr Beispiel der Sanftmuth seinen hypochondrischen Launen Einhalt zu thun vermocht. Aus ihren Briefen an ihn erkennen wir deutlich den Gewinn, welchen die Gräfin von dem Verkehr mit ihrem „Lehrer“ davon getragen hat. Herder hatte sie vor dem „Regelzwang“ in der Frömmigkeit gewarnt. Sie erwidert, daß sie aus Erfahrung wisse, wie wenig man damit gewinnt; „gewiß, wie Sie sagen, nichts als Knechtsgestalt; man wird matt, sclavisch, dürre, müde; man träumt mehr als man lebt, läßt wohl gar an allem Guten nach“. „Daß jeder nach seiner Seelenanlage und Beruf nach dem Wohlgefallen Gottes strebe, bleibt wohl die einzige wahre Regel; alles übrige von angemerkten Empfindungen und Erfahrungen kann unmöglich Gesetz für Alle werden. Was hilft es mir, mich nach den besten Beispielen in allen Empfindungen zwingen zu wollen, wenn sie nicht schon vorher meiner Seele von Gott gegeben sind? Sa ich glaube nun, daß es mir nicht einmal erlaubt sei, mir selbst so ängstlich nachzugehen, weil es mich eher von Gott entfernen, als eine wahre Verehrung gegen ihn befördern kann. Und es bleibt uns wohl ganz gewiß: so uns unser Herz nicht verdammt, dürfen wir Freude zu Gott haben; so es uns

aber auch verdammt, dürfen wir doch glauben, daß Gott größer ist, als unser Herz". „Ich muß bekennen, die Bürde meiner Beziehungen, die vielerlei Verbindungen, wo ich mit leide, ist mir oft so etwas, das ich nicht benennen kann; aber auch nicht das Mindeste dieser Bürde, des Mitleidens möchte ich missen, da ich endlich einsehen lerne, das sei mein bester Gottesdienst; es doch auch mit alledem ein größeres Glück ist Antheil nehmen, als nur für sich allein Platz haben wollen" ¹⁾. Sie hatte 1774 ihr einziges Kind, ein Mädchen von drei Jahren verloren; da schreibt sie: „Ich habe kein Kind mehr und nichts mehr, doch ich klage nicht; jeder ruhige Blick, den ich im Wachsbild meines schlafenden Engels erblicke, predigt mir Hoffnung, Seligkeit, Zukunftsfreude, Leben nur durch den Tod in jedem Betracht, predigt mir aber auch laut die zwei Worte: Keine Götzen". Von da an geht sie mit immer zunehmender Sehnsucht und Freudigkeit ihrem eigenen Tode entgegen. „Gestern, als wir in diesem fruchtreichen Garten umhergingen, hatte ich einen Gedanken, der mich ordentlich aufjauchzen machte; irre ich, so weisen Sie mich zurecht. Wie Gott zu Adam sagt: Du bist Erde und sollst zur Erde werden, das dünkte mich so ganz kein Fluch, sondern ein recht lieber Vaterseggen, wenn ich bedenke, welche unendliche Kraft Gottes in der Erde ist. Wie keimt und wächst und blüht und reift jede Saat nicht jedes Jahr aus der Erde; sollte nicht allein der kindlichste, einfältigste Blick in einen Garten uns voll Gottes Ergebung und Freude machen können? Auf die Zeit, wenn man auch unsern Leib dereinst zur Erde senkt. Gewiß in Gott ist Alles ja und Amen". Die Gräfin Maria starb 1776 an der Schwindsucht an dem Tage, mit welchem sie ihr 32stes Jahr vollendete. Ihr Gemahl hat sie um wenig mehr als ein Jahr überlebt.

Einen eigenthümlichen Contrast zu der Reife und Klarheit dieser Frauen bildet der Charakter eines Mannes, welcher als Vertreter des Halle'schen Pietismus eine weitgreifende Thätigkeit entwickelt hat. Carl Heinrich von Bogatzky ²⁾ ist 7. September 1690 zu Sankowe in Niederschlesien geboren. Sein Großvater war vor der Religionsverfolgung aus Ungarn nach Schlesien geflohen; die Familie war, dem Namen nach zu schließen, slowakischen

1) Vgl. oben S. 49.

2) Lebenslauf von ihm selbst beschrieben. Halle 1801.

Stammes. Sein Vater trat wenige Jahre nach des Sohnes Geburt in kaiserlichen Militärdienst, und war meistens von seiner Familie getrennt. Die Erziehung des Sohnes fiel also der Mutter anheim, einer frommen Frau, welche die Bibel und das wahre Christenthum von Arndt las, und den Knaben zu regelmäßigem Gebet anhielt. Lange konnte sie ihn nicht bei sich behalten. Des Unterrichts wegen kam er schon im achten Lebensjahre aus dem Hause. Ein falsches Gerücht, der Vater sei katholisch geworden und wolle den Sohn bei sich haben, bewog die Mutter, denselben in seinem 14. Jahre nach Sachsen zu schicken, um ihn an einem kleinen Hof als Page unterzubringen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wurde er von dem Herzog zu Sachsen-Weißenfels angenommen. Auch hier war er mit Erfolg bemüht, den Versuchungen auszuweichen, mit welchen ihn der Verkehr mit den anderen Page bedrohte. Sein Vater, der ihn zum Soldaten bestimmt hatte, rief ihn nach einigen Jahren von dort nach Breslau, damit er sich dort auf diesen Beruf vorbereite. Indessen durchdrang er sich in einer anhaltenden Krankheit mit einer entschiedenen Abneigung dagegen, weil er das Duell, zu welchem der Soldatenstand so viel Anlaß gebe, für eine große Sünde erkannte. Wider sein Erwarten überzeugte sich der Vater davon, daß er zum Soldaten nicht taugte, und überließ ihn seinem Vertrauen, daß Gott in anderer Weise für ihn sorgen werde. Dies bewährte sich, indem der Graf Heinrich XXIV. Neuz ihn zum Studium der Rechte zu unterstützen versprach. Auf dessen Antrieb widmete der Zwanzigjährige sich erst dem vorbereitenden Unterricht in Breslau, und bezog danach 1713 die Universität Jena. Hier führte er ein zurückgezogenes Leben. Von seinen juristischen Studien erzählt er nichts, sondern nur von seiner Theilnahme an Vorlesungen von Buddeus. Inzwischen sah er wiederholt seinen Ötmer in Halle, und wurde mit Francke und anderen Personen daselbst bekannt. Deshalb siedelte er 1715 dahin über. Während eines Aufenthaltes in Schlesien, wohin er durch den Tod seiner Mutter gerufen war, drängte ihn der Vater wieder zum Eintritt in den Militärdienst, und als er beim Studiren bleiben zu dürfen bat, sagte sich Jener von ihm los. Diese Befreiung benutzte Bogatzky dazu, 1716 sich ausschließlich der Theologie zuzuwenden; zwei Jahre lang wohnte er den Vorlesungen in Halle bei, und arbeitete dabei in einem Maße, daß seine Gesundheit erheblich litt. Als er 1718 nach Schlesien zurückkehrte, mußte

er sich überzeugen, daß seine schwache Stimme, sowie die Nervosität und Schlaflosigkeit, welche das Reden ihm zuzog, ihm die Uebernahme eines Predigtamtes verbot. Seine Bekanntschaft mit dem gleichgesinnten Adel seiner Heimath, und die Gastfreiheit, welche derselbe zu üben gewohnt war, führte ihn zu einem Wanderleben, das ihm überall die Gelegenheit eröffnete, durch Hausandachten, die er abhielt, seine geistliche Befähigung zu verwerthen.

Die Darstellung seines Lebens bis zu diesem Punkte hat Bogatzky durch eine Fülle von Reflexionen begleitet, in denen einmal sein energisches Vertrauen auf Gottes Vorsehung bezeugt wird, andererseits die Erfahrungen betont werden, welche die pietistische Methode empfehlen sollen. Obgleich eine große Blödigkeit und Unentschlossenheit den Grundzug seiner Natur bildet, hat er doch durch seine Frömmigkeit den Muth erworben, gegen Fremde, die ihn im Postwagen durch frivole Gespräche behelligten, aufzutreten, mit dem Erfolge, daß sie seiner Unterhaltung zugänglich wurden. Auf die pietistische Bahn trat er kurz vor seiner Bekanntschaft mit dem Grafen Reuß, als sich ihm der Contrast zwischen Scriver's Predigt über die Freude im heiligen Geiste und Thomafius' Sittenlehre lebendig einprägte. Er empfand damals den Gegensatz des Gnadenstandes gegen gesetzliche Moralität in einer so überschwänglichen geistlichen Freude, daß er auf die Kniee fiel, den Herrn lobte, und zu lebenslänglicher Gefangenschaft entschlossen war, wenn er nur diese Freude oft erfahren könnte. Jedoch erst als er in Halle zu studiren begonnen hatte (1715), machte er die grundlegende Erfahrung, daß ihm sein tiefes inneres Verderben entdeckt wurde, daß er sich für den größten Sünder hielt, und einen Hunger und Durst nach der dem Glauben zuzurechnenden Gerechtigkeit Christi empfand. In diesem Stadium aber erfuhr er nur um so stärkere Versuchungen, indem er Gott nicht als Vater anzurufen vermochte, ihn für grausam und feindselig ansah; von einer entsprechenden Ausgleichung seiner Erschütterung durch eine Fülle geistlicher Freude erzählt er nichts. Nehren auch in seinem Leben die Momente von freudiger Heilsgewißheit zurück, so weiß er doch vorherrschend von Bedenken gegen seine Gotteskindschaft und von Störungen seines Gleichgewichtes durch Sorgen, mitunter recht geringfügiger Art zu berichten. Deshalb hat er absichtlich auf die geistliche Freude als Merkmal des Gnadenstandes verzichtet (S. 480).

Die starke Betonung der Vorsehung Gottes in seiner Lebens-

beschreibung läßt den lutherischen Untergrund seiner gesammten Ueberzeugung erkennen. Allein er deutet diesen Einschlag seiner Erfahrungen in kleinlicher Weise, und ist immer bemüht, sich der Vorsehung Gottes für die augenblicklich zu fassenden Entschlüsse zu versichern. Erinnert dieses Verfahren an Francke (S. 279), so ist der Unterschied zwischen Beiden der, daß Francke die Weisungen Gottes für seine Entschlüsse und Handlungen in seinem Berufe als Leiter des Waisenhauses abwartet, Bogakty aber nach denselben in seinem berufslosen Leben hascht. Das ist die schwache Seite an diesem Mann. Es mangelt ihm durchaus die Erkenntniß, daß er einen Beruf zu erstreben und auszufüllen habe. Im Alter von 20 Jahren empfängt er, der vorher nur gewußt hat, daß er nicht Soldat werden wolle, den Antrieb vom Grafen Reuß, die Rechte zu studiren. Drei Jahre lang nimmt er dessen Unterstützung zu diesem Zwecke an, ohne, wie es scheint, der ihm gestellten Aufgabe nachzugehen. Anstatt dessen dilettirt er in der Theologie, und mit der ihm zustehenden Fertigkeit religiöser Rede erweckt er bei manchen seiner Landsleute die Vermuthung, er wolle Prediger werden. Indem er gemäß diesem Anstoß durch Andere sich klar macht, daß die Jurisprudenz ihm gleichgiltig ist, und daß die theologischen Vorlesungen seine Anfechtungen erleichtern, kommt er auf den Einfall, mit 26 Jahren erst ordentlich Theologie zu studiren. Und als dieser Gedanke recht kräftig und durchdringend sein Herz bewegte, war es ihm, als ob der Entschluß vom Himmel herab in sein Herz gesprochen würde! Freilich erprobt er noch im Gebet, ob dieser Antrieb ein Ruf Gottes oder eine Versuchung sei; aber durch sein Gebet wird er darin befestigt, und die Menschen, deren Rath er begehrte, zogen natürlich ihre Einwendungen zurück, als sie sahen, daß Bogakty dieselben nicht beachtete. Nun hat er sich in den folgenden zwei Jahren so überarbeitet, daß seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, ein Predigtamt zu übernehmen. Er selbst findet keinen Anlaß zur Klage darin, daß ihm ein ordentlicher Beruf entgeht, sondern tröstet sich mit der besondern Vorsehung Gottes, welcher durch seine freien Dienstleistungen hier und da das Heil anderer Seelen und die Förderung seines Reiches bezweckt habe. Indem Bogakty von 1718 an, ohne zu arbeiten, von der Gastfreundschaft und von den freiwilligen Gaben seiner Gesinnungsgenossen lebte, machte er sich eine ordentliche Lebensführung und Charakterbildung unmöglich.

Im Jahr 1725 fixirte er seinen Wohnsitz in Glaucha bei Dels, wo der Pastor Mischke ein Waisenhaus gegründet hatte. An dessen Leitung theilte sich Bogatzky, aus Liebhaberei, ohne amtliche Verantwortlichkeit. Hier trat er 1726 in die Ehe mit der Tochter einer Schwester seiner Mutter, Eleonore von Fels, mit welcher er schon lange in religiösem Austausch gestanden hatte. Er hatte deshalb bald nach ihrer besondern Erweckung seine Gedanken darauf gerichtet, sie, so der Herr wollte, zu heirathen, konnte aber des göttlichen Willens nicht versichert werden. Er hielt vielmehr dafür, daß der ehelose Stand ihm besser und seliger sei, und glaubte eine göttliche Ueberzeugung zu haben, daß er unverheirathet bleiben sollte. Aber seine Freunde redeten ihm zu der Verbindung zu, und „nachdem der Herr sein irrendes Gewissen zurechtgewiesen“, verlobte er sich mit seiner Verwandten, nicht ohne danach wieder die heftigsten Bedenken zu empfinden, welche alsbald durch die zufällige Erinnerung an einen Liebervers verschucht und in die kräftigste Versicherung der Gnade Gottes umgesetzt wurden. Die Ehe, in die ihn seine Freunde hineingeredet hatten, stellte ihn vor schwere Nahrungsjorgen, da seine Capitalschuldner keine Zinsen zahlten. Bogatzky motivirt nun sein unter diesen Verhältnissen gehegtes und nicht getäushtes Vertrauen auf Gott in einer Weise, welche an dem Grundsatz des Paulus vorbeigeht, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Er erklärt, daß nicht das Vermögen an Land und Capital den Unterhalt gewährleiste, da dasselbe verloren gehen kann. Indem er die Arbeit als Mittel des Unterhaltes in diesem Zusammenhange gar nicht erwähnt, fährt er fort, die Hand Gottes sei unser Gut oder Capital. Diese, welche die ganze Welt hält, also auch alle Klassen unter ihrem Verschlusse hat, kann den Bedarf, den wir von ihm erbitten, aus zehn Klassen nehmen und uns reichen. In diesem Sinne hat auch Bogatzky nicht seinen Freunden seine Bedürfnisse offenbart, um nicht in Unglauben und Abgötterei zu verfallen. Sie haben ihm „durch göttliche Regierung“ geholfen, wahrscheinlich weil sie sich zugleich verpflichtet fühlten, das Paar nicht im Stich zu lassen, dessen Ehe sie gestiftet hatten. Die Reflexionen auf ganz besondere Fügungen Gottes knüpfen sich in dieser Lebensbeschreibung sehr oft an Geldangelegenheiten; sehr begreiflich, weil Bogatzky, wie er selbst erzählt, in der Verwaltung seines Vermögens und in der Ueberlegung dessen, was er hatte und was er bedurfte, nicht sorgfältig war. Von Hause aus scheint

er jedoch nicht ganz gleichgiltig gegen Geldbesitz gewesen zu sein. Er stellt es wenigstens als einen Beweis der Fürsorge Gottes für ihn und seine Geschwister dar, daß seine in Breslau wohnende Mutter auf dem Lande, als sie ihren Schwager besucht hat, gestorben und beerdigt worden ist, da das Begräbniß für Adelige in Breslau sehr kostbar wäre.

Die Ehe Bogatky's wurde 1734 durch den Tod der Frau getrennt. Im folgenden Jahre machte er den Plan, eine reiche Frau zu nehmen, wieder unter der Zustimmung anderer Kinder Gottes. Die Art, wie er sich über diese Sache ausspricht, ist nun höchst charakteristisch für seine Ansicht vom Leben. In Carlsbad, wo er seiner Gesundheit wegen war, begegnet ihm, nachdem er Gottes Fürsorge für seinen Heimweg angerufen, ein nach Görlitz zurückfahrender leerer Wagen, der ihn für geringen Preis dahin mitnimmt. Er erkennt darin eine Versicherung der göttlichen Führung auch insofern, als die Dame, welche er zu heirathen gedentt, in der Nähe von Görlitz wohnte. Dorthin gekommen erfährt er aber von derselben eine Abweisung; die Dame erklärt ihm, unverheirathet bleiben zu wollen, und wünscht zugleich ihm die Unruhe ersparen zu sollen, welche ihm die Verwaltung ihres Vermögens erwecken würde. Er sah jedoch diesen Bescheid nicht für definitiv an, weil er sich bisher der wunderbaren göttlichen Führung in der Sache bewußt war, und wurde von den Anderen darin bestärkt; ja er meinte endlich so gewiß zu sein, daß wenn er daran zweifeln sollte, er es für lauter Unglauben ansah. Als er dennoch eine nicht mehr mißzuverstehende Antwort bekam, wollte er in seiner Anfechtung fast an Gott irre werden, weil er eine lautere Absicht, und dann immer die meiste Hoffnung gehabt hatte, wenn er recht ins Gebet ging. Er zieht aus dieser Erfahrung den Schluß, daß die Freude im Vertrauen auf Gott nicht das zuverlässige Zeugniß der Billigung eines Schrittes durch Gott sei, sondern eine Versuchung, der man auszuweichen hat. Der Fehler liegt darin, daß er für Sachen, welche der pflichtmäßigen Ueberlegung der Menschen anheimgestellt sind, einen Nothzwang durch Gott im Voraus nach Anzeigen indifferenter Art festzustellen sucht. Die Verbindung von Gebet und günstigen Zeichen, auf welche sich Bogatky einläßt, um die einzelnen Fügungen Gottes im Voraus zu erforschen, ist überhaupt kein einem Christen geziemendes Verfahren. Und wenn dasselbe nur rein auf Gott gestellt wäre! Aber

bei seinen Heirathsangelegenheiten haben immer auch Andere eingeredet; nicht minder erzählt Bogatzky von mehreren Heirathsvermittlungen, die er selbst besorgt hat, ohne daß dabei die göttliche Fügung beachtet würde.

Aus seiner Ehe hatte Bogatzky zwei Söhne; wegen deren Erziehung zog er nach dem Tode seiner Frau nach Breslau. Als jedoch 1740 der Ältere auf der Schule in Dels eine Freistelle erhielt und der Jüngere von dem alten Gömmer des Vaters, dem Grafen Reuß zur Erziehung beehrt wurde, fühlte er sich nicht mehr verpflichtet, für seine Söhne zu sorgen. Er gab den bisher behaupteten festen Wohnsitz in Breslau auf, und begab sich wieder auf die Wanderung. Als Vorwand diente ihm dazu der eben in Schlesien ausgebrochene Krieg. Nach einem längern Aufenthalt in Köstitz ging er über Obergreiz und Ebersdorf nach Saalfeld, wo er bei dem Herzog Christian Ernst von Sachsen Aufnahme fand. Dieser Enkel Ernst des Frommen, von der Linie Koburg, geb. 1683, hatte wegen seiner Ehe mit der Tochter eines fürstlichen Stallmeisters von Kofz auf die Regierung verzichtet, die seinem jüngern Bruder Franz Jostias zufiel. Noch ehe er seine Appanagherrschaft in Saalfeld antrat, hatte er 1727 sich von Zinzendorf besuchen lassen, und tiefe Eindrücke zur Befestigung seiner Liebe zum Herrn Jesu empfangen, auch einen Regierungsplan von demselben erhalten. Seit 1729 in Saalfeld, von seiner Gemahlin und deren Mutter beherrscht, machte er Hof und Stadt zur Heimath pietistischer Bestrebungen nach Halle'schem Muster¹⁾. Als Superintendent ward, unter Zurücksetzung des Archidiaconus Semler, aus Schlesien Lindner, und als Hofdiaconus der aus Teschen vertriebene Wuthmann, auf Landpfarren wurden andere Pietisten berufen. Der neue Superintendent, welcher nach Semler das bei Schlesiern gleichsam erbliche Talent der Suade besaß, gewann alsbald die Oberhand über das Herzogspaar und die ganze Hofgesellschaft, und seine Thätigkeit im Dienste der pietistischen Erbauung beschäftigte ihn so, daß er die Prüfung der Candidaten, die Einführung der Prediger, die Erledigung der Kirchenrechnungen dem Vater Semler's überließ. Jeden Sonntag Nachmittag leitete Lindner die Andacht im herzoglichen Speisesaal, zu der sich auch die „Caravane

1) Hierüber J. Sal. Semler's Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt. 1781. 1. Theil S. 28. 48. 100.

aus der Stadt“ einstellte, alle, Beamte wie Bürger, welche sich den leitenden Personen empfehlen wollten. Nach der Rangordnung saßen sie um den Proponenten herum, der Hof auf Kanapee's, die Anderen auf Bänken; Schlechtere blieben stehen. Die vielen neuen (namentlich Ebersdorf'schen) Lieder, häufig mit schönen Melodien, übten ihre Anziehung. Als der Superintendent kränklich wurde, kam sogar der Hof und die ganze Gesellschaft in dessen Wohnung zusammen. Auch in anderen Häusern waren erbauliche Zusammenkünfte. Andächtige Versammlungen wurden daneben im Walde gehalten; der Herzog gab nebst der leiblichen Bewirthung den Conversationswagen dazu her; ja er war oft selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft besaßen, öffentlich zu ehren. Semler's älterer Bruder, welcher etwa 1739 von seinem Studium in Jena zurückgekehrt war, und im ziellosen Ringen um die Versiegelung seine geistigen und körperlichen Kräfte aufrieb, paßte zu den in Saalfeld herrschenden Bestrebungen. Da der Vater bequeme sich denselben an, und nöthigte den jüngern Sohn an den Erbauungsstunden theilzunehmen, welche der Conrector hielt. Es hieß, dem Hofe sei es nicht gleichgiltig, daß der Sohn des Archidiaconus unbekehrt bleiben wolle, und durch sein Beispiel andere Schüler verderben helfe. Mit dieser Pflege des Pietismus im Schloß und in der Stadt ging die Uebung der Alchymie Hand in Hand. Semler spricht von mehreren Häusern, in welchen treusleißige fromme Laboranten wohnten, und im Schlosse war ein Gewölbe zum Laboratorium eingerichtet, in welchem ein Kammerdiener auf herzogliche Kosten unaufhörlich arbeitete. In diesen Kreis also trat Bogatzky ein, und widmete seine Fertigkeit erbaulicher Rede den Bestrebungen, welche das ganze Dasein des Hofes umspannten.

Diese Dinge nahmen aber mit dem Tode des kinderlosen Herzogs (1745) ein Ende. Dessen Bruder in Koburg war schon mit der sehr unsichern Wirthschaft in Saalfeld unzufrieden, wo Küche, Keller, Wohnung und Geldunterstützungen nicht bloß für Bogatzky, sondern auch für Andere zu Gebote standen, welche die täglichen Erbauungen leiteten. Dem wurde nun auf einmal ein Ende gemacht; jene Gäste mochten einen andern gutmeinenden Hof auffuchen. Aber auch unter den Stadtbewohnern, sagt Semler, hörte sogleich alle jene Andacht und Frömmigkeit auf. Bogatzky ließ sich 1746 in Halle nieder, auch hier auf Gastfreundschaft hin,

da ihm der jüngere Francke eine freie Wohnung im Waisenhause anwies. Hier begann er im nächsten Jahre mit dem „Täglichen Hausbuch der Kinder Gottes“ die umfangreiche Schriftstellerei, in welcher er endlich eine Art von Beruf gefunden hat, und hielt daneben Erbauungsstunden mit Studenten und in der Nachbarschaft, wo frommer Adel zu finden war. Auch jetzt freilich ist er von Anfechtungen nicht verschont geblieben. Es war ihm oft so, als wenn er niemals die lebendige Kraft Gottes in sich empfunden hätte; und er mußte sich aus den Tagebüchern, die er gemäß dem Rath von A. S. Francke seit 1716 geführt hatte, überzeugen, daß Gott ihn zu der und der Zeit besonders erweckt, erquickt und gestärkt habe. Diese Anfechtungen aber sind damals immer dann eingetreten, wenn er nicht mit seiner Arbeit beschäftigt war; unter der Arbeit, auch wenn er körperliche Hinderungen zu überwinden hatte, hat er die Freudigkeit erfahren, die er auf dem contemplativen Wege nie erreicht hat. Das ist der Beweis dafür, daß der Ansatz zu dem frommen Leben, den er für sich gemacht, in welchem die Pflicht der Arbeit nicht eingeschlossen war, fehlerhaft gewesen ist. Durfte er sich wundern, daß die jüngeren Zeitgenossen sich den Maßstäben entzogen, nach denen er niemals ein sicheres Gleichgewicht der Lebensstimmung gewonnen hatte? Als er 15. Juni 1774 im Alter von 84 Jahren starb, hatte er mitummer den Umschwung des Pietismus zur Aufklärung schon lange beobachtet. In seine Lebenszeit fällt die aufsteigende und die absteigende Bewegung des Pietismus, welcher in der Linie von Spener und Francke verläuft, sein Kampf, sein Sieg, sein Verfall und seine Zerstückung. Die Art, wie Bogatzky das Leben angesehen hat, und wie er im hohen Alter seine Ansichten vom Leben vorträgt, ist nicht geeignet, besondere Hochachtung vor ihm zu erwecken. Daß es auch in diesem Kreise, wie überall, Menschen von abgestufter Charakterkraft und Reife gegeben hat, ist jedoch denen gegenüber in Erinnerung zu bringen, welche immer Heiligenbilder zu sehen erwarten, wo eine mit ihnen übereinstimmende Richtung der Frömmigkeit dargestellt wird. Die Geschichtschreibung aber kennt keine Heiligen in dem bestimmten Sinne.

Sie kann auch nicht mit der wünschenswerthen Sicherheit die moralischen Resultate dieses Pietismus in den von ihm beherrschten Ständen nachweisen. Unter den Zeitgenossen ist Niemand gewesen, der eine Moralstatistik des Pietismus entworfen hätte. Und wäre

dieses der Fall gewesen, so käme es erst darauf an zu ermitteln, ob er nicht ein voreiliger Beobachter und ein verdächtiger Rechner gewesen ist. Im Predigerstande müssen beim Eintreten der pietistischen Bewegung Trunksucht und Ehebruch häufig vorgekommen sein; man hat als wahrscheinlich anzunehmen, daß diese Laster durch die pietistische Bildung der Geistlichen aus diesem Stande verdrängt worden sind. Ein näherer Grund dazu ist die Thatsache, daß die pietistischen Geistlichen enger zusammen gehalten haben, als die der frühern Generation. Die *Theologia pastoralis practica*, eine Zeitschrift, welche Steinmeß von 1737—1758 (10 Bände) herausgegeben hat, enthält in jedem Hefte Berichte von Pastoralconferenzen, namentlich von derjenigen, welche in Kloster-Bergen zusammen zu treten pflegte. Solche Vereinigungen stärken das Ehrgefühl und sind dadurch geeignet, groben Lastern vorzubeugen. Jedoch bieten jene Berichte von der Kloster-Bergischen Pastoralconferenz immer nur Vorschriften über dasjenige dar, was die Prediger thun sollen und müssen, geben aber keine Andeutung über deren wirkliches Verhalten im Leben. Eine einzige Aeußerung stellt 1737 fest, daß man über die Verachtung des Lehramtes klagt, und leitet diese Thatsache daraus ab, daß unter denen, die es führen, allzu Vielen an dem guten Zeugniß solcher fehle, welche draußen stehen¹⁾. Dabei aber ist zu erwägen, daß an diesem Mangel nicht bloß wirkliche Verschuldung der Geistlichen, sondern auch die Feindschaft derer betheiliget sein wird, welche aus allerlei Gründen sich des Pietismus entschlagen haben. Im zweiten Bande der angeführten Zeitschrift bietet die Lebensbeschreibung von Friedrich Eberhard Collin²⁾ haarsträubende Proben davon dar, wie die Jugend in Wertheim sich benommen hat, als derselbe wider die Sonntagsentheiligung zu predigen anfing. Sie brachten Schnupftabak mit, um ihn durch Niesen zu stören, stampften auf den Emporen mit Füßen, antworteten im Beichtstuhl auf die Frage, ob sie sich bessern wollten: das könnten sie nicht versprechen. Und wenn Collin darauf erwiderte, er könne sie nicht absolviren, so sagten sie höhnißch, das müsse er thun, deswegen bekomme er

1) Band 1. S. 238 ff.

2) Geboren in Worms 1684, Prediger zu Wertheim am Main 1709, zu Zeulenroda 1724, Hofprediger in Lobenstein 1725, gestorben 1727. Vgl. a. a. D. Band 2. S. 371. 714.

feinen Lohn. Solchen Erscheinungen gegenüber sieht es ganz verzweifelt aus, daß die Pietisten nach dem Vorgange von Francke die Handhabung des Beichtstuhles als das nachdrücklichste Mittel zur Durchsetzung ihrer Bemühungen um die Sitte des Volkes festzuhalten suchen. Eine Abhandlung: Zufällige Gedanken vom Mißbrauch und Gebrauch des Beichtstuhls¹⁾ von 1739 bezeugt zugleich, daß es noch so viele Miethlinge gebe, welche gegen ihr Gewissen ohne Unterschied die Absolution ertheilen, und ruft sogar die hohe Obrigkeit der Consistorien an, dem Verderben des Beichtstuhls, d. h. der schlaffen Verwaltung desselben gehörig zu begegnen. Und in welche Klemme kamen gewissenhafte pietistische Prediger, wenn ihren Bestrebungen, der Trunksucht zu steuern, die Grundherren und Patrone aus der Rücksicht entgegenwirkten, daß sie keine Einbuße an der Accise erleiden wollten²⁾, oder wenn ein Herr von Tschirnhausen in Rieslingswalde bei Lauban 1709 seinen Bauern das Tanzen bei Strafe gebot, wegen dessen ihnen die Ausschließung vom Abendmahl durch den Pastor angedroht war³⁾. Hatte also die Verachtung des Predigtamtes solche Motive, so gereichte sie den ernstern und gewissenhaften Predigern nur zur Ehre. Wie gesagt, es fehlt an zureichenden Mitteln um zu entscheiden, ob die Widerseßlichkeit der Landbevölkerung gegen die Sittenzucht des Pietismus seit dem Anfang des Jahrhunderts sich im Ganzen vermindert hat. Daß sie auch in den dreißiger Jahren noch durch die althergebrachte Schlassheit in der Handhabung des Beichtstuhls an vielen Orten Nahrung empfang, haben wir vernommen. Allein es liegt aus derselben Zeit eine Betrachtung darüber vor, woher es komme, daß es mit der Befehrung der Prediger so schwer hält⁴⁾. Wenn man derselben direct Glauben schenken soll, so würde der Pietismus auf die Geistlichkeit durchweg unwirksam geblieben sein. So pessimistisch lautet sie. „Guten Theils sind sogenannte Geistliche Predigerjöhne. Nun taugen die meisten Prediger nichts. Wie es denn in diesem Stande unter den Vorfahren schier noch ärger ausgesehen, als etwa seit 30 und 40 Jahren“, u. s. w. Ich vermuthe jedoch, daß hier

1) N. a. D. S. 293.

2) Vgl. ein Gutachten der Theol. Facultät zu Leipzig von 1700, a. a. D. S. 780 ff.

3) Walch V. S. 982.

4) Theol. past. pract. Band 2. S. 562.

ein Separatist spricht; die Wendung „Sogenannte Geistliche“ läßt darauf schließen. Zugleich aber erkennt derselbe doch die Besserung des Standes seit dem Anfange des Jahrhunderts an. Andererseits entzieht es sich jeder Beobachtung, wie die Vorschriften Friedrich Wilhelm's I. über die Prüfung der Studenten auf ihre pietistische Gesinnung (S. 293) seit den dreißiger Jahren gewirkt haben.

Mit größerer Sicherheit wird man den sittlichen Einfluß des Pietismus auf den Adel abschätzen können. Denn in diesem Kreise ist die gesellschaftliche Bedeutung der Frauen durch die von ihnen geübte Frömmigkeit in dem Maße gehoben worden, als auch die Männer sich derselben beflissen. Wenn man aus dem Leben von Nic. Lange (S. 510) sich erinnert, daß an der Tafel des schwedischen Gesandten in Wien die Männer durch die Gegenwart der Frau und der Töchter desselben sich nicht hindern ließen, zu fluchen und Zoten zu reißen, so hat der Pietismus unter den Adeligen mit solchen Unsitten ausgeräumt. Unter den Frauen dieses Standes hat freilich außer der Freifrau von Gersdorf (S. 485) keine einen weitgreifenden Mittelpunkt der pietistischen Gesellschaft gebildet; jedoch erfahren wir¹⁾, daß die besondere Gönnerin Büsching's, die Gemahlin des Ministers Gerhard Adolf von Münchhausen in Hannover, in ihrem Hause nach der Mahlzeit geeignete Tischgäste dazu veranlaßte, einen religiösen Vortrag in Gegenwart ihrer Familie und anderer gottseliger Personen zu halten. Ihr Gemahl, welcher nicht Pietist war, hat ihr also überlassen, in dieser Beziehung den Ton anzugeben. Was in der adeligen Gesellschaft beiden Geschlechtern gleich wichtig war, und den Grundton der Sitte bildete, war die peinliche Enthaltung von den Mitteldingen, namentlich vom Tanze. Für Heinrich II. Reuß und den Grafen Hencel hängt an dieser Enthaltung die Entscheidung für die übrigen Elemente der pietistischen Frömmigkeit. Die Zöglinge Heinrich's XXIV. wurden allerdings durch einen Tanzmeister in einem Theil seiner Kunst unterwiesen²⁾; aber diese Elemente sollten niemals zu eigentlichem Gebrauche verwendet werden. Barthold wiederholt eine Angabe aus Büsching's Leben von Carl Gottlob von Rühlner, daß dieser als Kammerjunker der Herzogin von Sachsen-Dahme in Dreßna, wenn deren Sohn aus erster Ehe, der pietistische Graf Friedrich

1) Büsching a. a. D. VI. S. 109.

2) Büsching a. a. D. VI. S. 127.

Erdmann von Promnitz, mit seinen Töchtern auf Besuch bei seiner Mutter war, den letzteren die Gelegenheit zum Tanzen bereitet habe, sobald der Vater sich zu Bett verfügt hatte¹⁾. Indessen kann dies nicht richtig sein. Wenigstens eine dieser Gräfinnen von Promnitz, Maria Elisabeth (1717—41), die erste Gemahlin von Heinrich Ernst, Graf von Stolberg-Bernigerode, erklärt in ihrem Lebenslauf²⁾, sie habe nur einmal an einem fremden Ort von weitem tanzen sehen, und davon den Eindruck empfangen, als seien die Leute verrückt. Ein Fräulein von Fragstein in Oberschlesien, welches in Hendel's „Lezten Stunden“ vorkommt, macht sich sogar vor ihrem Tode Gewissensbisse darüber, daß sie einmal dem Tanzen nur zugehört hat! Die Ehen, welche in den Kreisen des reichsgräflichen und in denen des niedern Adels pietistischer Richtung geschlossen wurden, sind durch die Convenienz der Familien bedingt; aber indem sie durch die religiöse Uebereinstimmung geregelt werden, gereichen sie dem Pietismus zur Ehre. Indem sie von sorgfältiger Erziehung der Kinder begleitet sind, ist in manchen der besprochenen Familien eine Ueberlieferung ehrenhafter und ernster Gesinnung durch den Wechsel der Generationen hindurch maßgebend geworden. Die Rücksichten des Standes, die Abstufung zwischen den gräflichen und denjenigen adeligen Personen, welche als Beamte und Gesellschaftsdamen sich angeschlossen, wurde in strenger Etikette vorbehalten. Wenn sich in Köstritz die Gäste zur Tafel Heinrich's XXIV. versammelten, durften die jungen Grafen keine Dame von einfachem Adel zu Tische führen³⁾. Wenn solche Vorbehalte der Etikette die Gräfin Sophie Charlotte von Stolberg-Bernigerode befremdet haben, so ist zu erwägen, daß der Verzicht auf diese Ordnung der höhern Gesellschaft die Aussicht auf nicht standesmäßige Ehen eröffnete, wie ihre Mutter eine geschlossen hatte. Davor durften die vornehmen Geschlechter sich schützen, auch indem sie die Gleichheit aller Stände vor Gott durch Aufnahme einzelner Bürgerlicher in ihre Vereinigungen zum Gebet anerkannten. Leider waren die gleich gestimmten Glieder der niederen Stände so selten.

1) A. a. D. I. S. 267. Barthold 1853. S. 212.

2) Lau, Der Ruhm göttlicher Gnade (1741) S. 87. 88.

3) Was Büsching a. a. D. II. S. 13 als fehlerhaft bezeichnet, da die jungen Grafen, wenn sie in die Welt kamen, sich dieses zur Ehre rechnen mußten.

Seine öffentliche Legitimation vor der Gesellschaft erwirkte der Pietismus durch die Gründung von Armenschulen und Waisenhäusern. Das Vorbild Francke's in dieser Beziehung hat überall in Deutschland, in Dänemark und Norwegen gleiche Unternehmungen ins Leben gerufen. Die Opferwilligkeit der Gesinnungsgenossen für diese Zwecke hat auch auf solche anregend gewirkt, welche nicht zu den Pietisten zu rechnen sind. Auf diesem Felde sind auch nicht bloß die Adelligen und die Prediger thätig gewesen. Vielmehr haben in Langendorf bei Weisensfels ein Bauer, Christoph Buch seit 1710, in Bunzlau der Maurermeister Zahn seit 1754 Waisenhäuser gegründet¹⁾. Merkwürdig ist nur, daß man bloß auf diese Form rettender Liebe aufmerksam war, und daß andere Aufgaben derselben nicht entdeckt wurden. Eine Ausnahme macht Bogatzky, welcher die christliche Uebung der Krankenpflege empfahl, indem er in den Beguinen des Mittelalters ein Vorbild dazu zu finden glaubte²⁾. Erst einer spätern Zeit ist es vorbehalten gewesen, diese Aufgabe zu lösen.

Ich schließe diese Sammlung von Charakterzügen des Pietismus mit einer Beobachtung, welche, da sie diese Richtung nur in negativer Beziehung angeht, vielleicht weiterer Bestätigung bedarf. Es ist eine Genugthuung des natürlichen Menschen, in den Erlebnissen Anderer Strafgerichte Gottes nachzuweisen. Solchen Fällen begegnet man auch in der Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, als Proben der naiven Rohheit, welche der theologischen Schätzung der Vergeltung Gottes als Fundament des Systems entspricht. Eine gesteigerte Anwendung findet nun diese Betrachtungsweise bei solchen Personen, welche von radicalen oder separatistischen Grundsätzen aus den Anspruch machen die Kirche zu reformiren. Die Schurman sieht in der Heimjuchung der Bürger von Herford durch Einquartirung von Kriegsvolk und durch ansteckende Krankheiten die Strafe für deren Feindseligkeit gegen die Labadisten. Um persönlicher Verletzungen willen finden sich die Andern durch deutliche göttliche Strafen an ihren Feinden gerächt, Jakob Methenus, Petersen, Johann Michaelis, Kömeling³⁾.

1) Kramer, Francke II. S. 173. Schneider, Lebenslauf von E. G. Woltersdorff S. 57.

2) Lebenslauf S. 277.

3) Vgl. I. S. 240. 393. II. S. 240. 241. 347.

Nun setzt sich diese Urtheilsweise auch in das Gebiet fort, welches uns hier angeht; allein es sind nicht die Anhänger Spener's und Francke's selbst, welche sie üben, sondern die Leute niedern Standes, welche sich für dieselben interessiren. In der Biographie von Nicolaus Lange erzählt deren Verfasser, daß von den Pfarrgenossen in Derenburg, die sich gegen Jenen am meisten vergangen haben, keiner lange gelebt noch sonst Stern und Glück gehabt habe, zumal die, bei welchen keine wahre Buße stattgefunden hat. Er erzählt dieses als Beobachtung der Derenburger, welche ihrem ehemaligen Pastor nach seinem Abgange eine dankbare Erinnerung gewidmet haben. Hat nun der Biograph diese Notiz wahrscheinlich von Lange empfangen, so liegt doch in seiner Darstellung kein Grund zu der Annahme, daß Lange selbst darin eine persönliche Genugthuung durch die Rache Gottes gefunden habe. Aus der Gemeinde in Wertheim, welche ihrem Pfarrer Collin so viel Noth gemacht hat (S. 539), werden einige Fälle von schrecklichem Lebensausgange unbußfertiger und gegen Collin widerseztlicher Menschen erzählt¹⁾, welche dieser selbst aufgeschrieben hat. Hinzugefügt wird, daß nach seinem Tode Gott noch erschrecklichere Rache an denen geübt hat, die sich ihm widersezt haben, und daß eine gewisse Familie ihren schlimmen Verfall selbst dahin beurtheilt hat, sie habe ihn an ihrem Pfarrer Collin verdient. Der Zusammenhang dieser Angaben schließt es direct aus, daß Collin selbst diese Fälle als Proben göttlicher Rache zu seiner Rechtfertigung beurtheilt hat. Diese selbstgerechte Deutung fremder Schicksale ist mir auch weder bei Spener, noch bei Francke, noch bei irgend einem ihrer Anhänger begegnet. Dieselben bezeugen den Glauben an die Vorsehung Gottes über ihr Leben so stark wie möglich. Verzichteten sie also auf jene Proben derselben, welche die vulgäre Meinung, und in verstärktem Maße die radicalen Reformer beachten, so hat das die Bedeutung, daß die *εὐλάβεια*, die demüthige Vorsicht und das Zartgefühl im Urtheil über die Schicksale Anderer in dem Kreise des kirchlich gestimmten Pietismus eine Ausprägung erreicht hat, wie zuvor niemals. Allerdings ist jene Enthaltung nicht durch genaue Ueberlegung und bestimmte Absicht geleitet, sondern entspringt aus religiösem und sittlichem Takt. Deshalb aber ist diese Erscheinung nicht von geringerer Bedeutung. Sie ist vielleicht die werthvollste Wirkung von Spener's Vorbild.

1) Theol. past. pract. II. S. 367.